

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / JUNI 1962

3



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1962

13. Jahrgang

Drittes Heft — Mai / Juni

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: *Alt-Heidenheim mit Schloß Hellenstein um das Jahr 1830, vom Schmittenberg aus gesehen*
Lithographie von Johann Wölfl

INHALT

Der Holztag <i>Von Karl Götz</i>	81
Margeriten <i>Gedicht von Maria Müller-Gögler</i> ..	82
Philipp Friederich Hiller <i>Von Ernst Müller</i>	83
Die erdgeschichtlichen Wandlungen des Brenztals im Rahmen der Gescheh- nisse im südwestdeutschen Raum <i>Von Siegfried Trautwein</i>	89
Die Entwicklung der Stadt Heidenheim <i>Von Heinz Bühler</i>	98
Grabungen im römischen Kastell in Heidenheim <i>Von Hartwig Zürn</i>	105
Vom Entstehen der Heidenheimer Industrie <i>Von Fritz Schneider</i>	107
Das Hüttenwerk Königsbronn und die Königsbronner Hartgußwalzen <i>Von Franz Pohl</i>	112
Carl Zeiss – neu verwurzelt in Württem- berg <i>Von Günther Weiland</i>	120
Vom alten Kleinbauernhaus im früheren Oberamt Heidenheim <i>Von Max Lohß</i>	123
Das Museum auf Schloß Hellenstein <i>Von Albert Walzer</i>	126
In memoriam Dr. Dr. h. c. Werner Walz <i>Von Hanns Voith</i>	129
Die Entwicklung der Bevölkerung im Kreis Heidenheim <i>Von Karl Döttinger</i>	130
Otto Linck zum 70. Geburtstag <i>Von Otto Feucht</i>	136

Der Holztag

Eine Heidenheimer Kindheitserinnerung

Von Karl Götz

Ein Tag in meiner Jugendzeit war schöner als alle: der Holztag. Es war seinerzeit noch üblich, daß die einfachen Leute ihr ganzes Brennholz als sogenanntes Leseholz aus dem Walde holten. Der Holztag kam jede Woche, wenn es gut Wetter war, und er fing so halb und halb schon am Tag vorher an. Man holte den Schubkarren noch am Abend aus dem „Holzstall“ im Souterrain herauf, machte den Holzhaken, der an den Gartenzaun gebunden war, weg, probierte, ob der eiserne Haken an der langen, dünngehaspelten, tannenen Stange nicht lotterte, richtete das Säcklein mit Stricken, Nägeln und dem Hammer hin, holte den Leseholzzettel, der in ein kleines Flanellbeutelchen gebunden war, aus der obersten Kommodschublade und legte ihn auf den Tisch.

Am andern Morgen aber gings hinaus, wenn der Nebel noch in den Senkungen lag, wenn das Gras noch patschnaß war, so daß einem die Rispen und Blüten an den Schuhen hängen blieben. Horch! – da hörte man schon einen Schubkarren holpern. Was war denn das wieder für eine Nachteule? Der hatte sogar einen Haken. Den hörte man hoppeln; denn man hängte den Haken an einem der eisernen Ständerbogen des Karrens ein, so daß die baumlange Stange im Gras glatt nachschleifte, auf holperigen Wegen aber, hopperdihopp, unruhig hüpfte.

Durch den Wald mußte man mit dem Haken aufpassen. Er konnte leicht abknicken, wenn es im Bogen ging. Man suchte einen geschickten Platz und stellte dort ab. Dann kam die Hauptschinderei, bis man den Haken aufgestellt hatte. Man stützte ihn gegen eine kräftige Wurzel oder einen geschickten Baumstumpf und stemmte ihn langsam hinauf. Und nun trug man ihn sachte, daß er das Übergewicht nicht bekam, und suchte die dünnen Äste an den Bäumen heraus. Man hakte weit außen ein und zog. Ho-hopp, ho-hopp! War das ein zäher Klob! Da – krach!

knackte er ab. Man mußte aufpassen und mit dem Haken ein bißchen nach außen drücken, daß man nichts auf den Kopf bekam, aber he! – nicht zu sehr drücken, sonst fiel die Hakenstange mit, und man mußte sie wieder aufstellen. Das mußte man sowieso alle Augenblicke. Denn wenn die Bäume zu dicht standen, kam man mit der aufgestellten Stange nicht durch.

Wenn einem das Genick wehtat vom Hinaufschauen und wenn man die Augen kaum mehr aufbrachte, weil sie voller Rindenstaub waren, dann hängte man den Haken an einen Ast und trug seine hölzerne Ernte beim Schubkarren zusammen.

Nun kam das Buschelmachen. Man legte zwei Stricke im rechten Abstand auf den Boden, knickte die Äste überm Knie und legte sie auf die Stricke. Bei den dickeren ging das Brechen nicht so leicht. Man stand mit dem einen Fuß darauf, packte an einer Seite an und zog und zog sich selbst über den Haufen, wenn der Klob gar nicht nachgeben wollte. Ein Beil durfte man nicht mitnehmen. Aber in der Nähe standen zwei Bäume dicht nebeneinander. Hinein mit dem ungäben Ast und mit dem Bauch gegen das lange Ende gedrückt. Ho-ruck, ho-ruck, bis es einen Kracher tat. Manche hängten sich auch daran und zogen. Das kam ganz darauf an, ob einer lieber auf die Nase oder auf den Rücken fiel.

Man durfte die Buscheln nicht zu lang machen, sonst kam man nachher nicht durch die Bäume und hatte ein wackliges Fahren. Die Buscheln mußten fest gebunden sein, sonst verrutschte einem die ganze Fuhre. Deshalb kniete man darauf, wenn man sie band, und drückte, daß einem der siedende Schweiß ausbrach. Ja, und dann das Laden! Das verstanden wenige richtig. Am besten wieder der Josef, die alte Holzkatz. Eine Buschel mußte weit über den Bock heraushängen, durfte aber nicht am Rad streifen. Es durfte

nichts nachgeben. Der dicke Strick, der von dem Ring an der oberen Bockleiste über den ganzen Äste- und Reisigberg bis an die dritte oder noch besser an die zweite Bahrenlatte von hinten ging, mußte mit einem Prügele strammgedreht werden. „Gut g’ringt ist halba g’fahra“, sagte die Dote, wenn sie nach Feierabend manchmal herauskam, um helfen einzuführen.

Da stand dann der geladene Karren! Kein Bauer kann an seinem schönsten Garbenwagen eine größere Freude haben. Das waren nicht bloß Reislein, wie’s die Aufklauber heimbrachten! Die dicken, krachdürren Äste, in der Dicke rum und num gleichmäßig verteilt, guckten heraus, und an manchem zog man noch ein bißchen, wenn man ihn nicht recht sah. „Die hent wieder Prügel rei wie d’Wiesbäum“, sollten sie sagen, wenn man heimfuhr.

Aber was sag ich da vom Heimfahren! Da ist’s noch weit hin – denn das Vespersäckle ist ja noch zu. Oh, ich sehe dieses rot- und blaukarierte Säckle vor mir. Ich sehe, wie ich den Bündel aufnestle und dann auswickle, was die Mutter eingepackt hat. Ein Schmalzbrot oder ein trockenes Riebele und ein paar langschwänzige Rettiche, ein Apfel oder eine Handvoll getrocknete Schlehen. Das Beste aber ist im Fläschchen! Es hat mir kein Trunk mehr so gut geschmeckt wie damals der schwarze dünne Kaffee aus dem Fläschle. Wenn’s noch nicht spät war, wenn die Sonnenstrahlen noch nicht so schräg durch den Wald fielen und wenn es Erdbeerzeit war, dann wußte ich etwas ganz Köstliches. Ich beerte eine gehäufelte Handvoll und strich die weichen, frischen Früchtlein aufs Brot. Mmm!

Hernach zog ich die Schuhe aus – Strümpfe hatte man keine an – und band sie mit den Nesteln ans Holz, streckte mich und legte mich faul ins Laub. Ich lag auf dem ästleinknackenden, laubraschligen Waldboden wie im weichsten Himmelbett. Ich blinzelte in das blaugrüngoldene Lichtspiel der Wipfel,

und das sommerselige Hummelgesumm, das Zirpen und Wispern und Rascheln im Laub kam mir vor wie die schönste Königsmusik. Es schlägt ein Fink, das ist der Schellenbaum, und nun wird die Musik immer heller, und sie kommt näher und näher. Am Waldsaum und auf den Wiesen stehen hunderttausend Menschen. Dann kommt der König auf dem Schimmel. Sein goldener Helm glänzt in der Sonne, und die Edelsteine auf seiner Brust funkeln, daß einem die Augen wehtun. Er läßt halten. Und jetzt müssen alle Holzleute an ihm vorbei. Er winkt immer. Weiter, weiter! Aber bei mir hält er die Hand hinauf. Ich muß abstellen. Da sagt er: „Der Bub hat den größten Karren voll.“ Er winkt seinem Minister, und der winkt seinem Diener, und der winkt dem Knecht, und der winkt dem Stallbuben. Und der Stallbub knallt. Dann gibt er mir vom Herrn König einen schönen Leiterwagen, davor ein glänziger Rapp gespannt ist. Und jetzt steh’ ich auf dem Wagen. Ha, nun fahr’ ich mit meinem Rappen ins Holz! Ich knall’ mit der Peitsche. Die Musik spielt. Über mir ist’s wie ein goldener Dom, und ich fahre in eine goldene Wolke hinein . . .

„He Bua! Was isch? Do hoscht a nobla Fuhr. Dees machet mer glei heut no auf, ’s bleibt jo lang Tag, und no hemmer ja au Vollmond em Kalender.“ So hat mich seither kein Lob mehr gefreut.

Zwischen den Wiesen, auf den Höhen, auf der StraÙe, überall sah man die Holzkarren fahren. Der Schäfer trieb in den Pferch. Die Lerchen stiegen herab, und der rote Sonnenball verschwand hinter dem blauen Wald. Die Knie zitterten, und an den Händen spürte man die Blasen. Das Blut surrte in den Ohren. „Stell ab, Bua!“ – „Ach was, i schieb en voll nei, er ischt ja hopfaleicht!“

Oh Holztag, oh, du arme, du reiche, du glückschwere Jugendzeit!

Margeriten

Ach, Margeriten, ihr kühlen, herben,
ihr hellen, schlanken, ein wenig derben
Schulmädchenblumen am Rain, am Hang,
daß wir Gespielen gewesen –, wie lang!

Ihr weißen Schönen in heiteren Scharen,
wie schwesterlich waren wir euch vor Jahren,
wie wunderbar lag sich’s im Grase versteckt,
von Sternen, von Sternen zugedeckt!

Wir tanzten mit euch durch die wogenden Wiesen,
ihr Margeriten, wir Annen und Liesen,
wir hielten euch nahe dem Herzen im Strauß
und nahmen euch armvoll im Jubel nach Haus.

Wenn draußen die andern Blumengespielen
im Frühlicht über die Sense fielen,
und der Wind den Heuduft ins Zimmer trug:
ihr durftet noch dauern, am Fenster, im Krug.

Maria Müller-Gögler

Philipp Friederich Hiller

Ein Beitrag zur Theologie des Pietismus

Von Ernst Müller

In der neuestens wieder frisch getünchten, im nüchternen, Klassizismus vorausnehmenden Stil der späten Herzog Karls Zeit (an Stelle einer baufällig gotischen) erbauten Pfarrkirche zu Steinheim am Aalbuch (sieben Kilometer westlich von Heidenheim) ist bei deren Einweihung im Jahre 1770 eine Gedenktafel aus bestem Königsbronner Guß für den ein Jahr vorher verstorbenen ruhmwürdigen Ortspfarrer Ph. Fr. Hiller angebracht worden. Auf ihr steht zu lesen in schön rhythmisierten Antiquabuchstaben:

Hier ruht / Ein Diener am Evangelio Christi / Herr /
M. PHILIPP FRIDERICH HILLER / Er ist geb. d.
7. Jan. 1699 / Gest. D. 24. April 1769 / Als Ein
früher Wayse / Auf den HERRN GEWORFEN /
DER IHN Früh zu Sich bekehrt / Unter allerley Ley-
den geläutert und bewährt / Samt Seiner Gattin /
MARIA REGINA geb. Schickardin / Da ER an
andere Orten 16 Jahr / Hier 21 als Pfarrer Gestan-
den / 11 Kinder Mit THränen geweyht / An den
Lebenden Davon / Auch Freude geerndet / 18. Jahr
stimmlos gewesen / Darunter ER DAS LEBEN
CHRISTI in Reimen / u. DIE Vorbilder DES A. T.
verfasst / AUch Mit Anderen Schriften / Der Kirche
gedient / Steinheim Du weissest SEINEN Glauben
Demuth Geduld / Weisheit / und sein Ende.

Folge IHM NACH

Unter dem Strich folgt eine gereimte Strophe:

„Ein Lehrer Der dem Herrn geglaubt
Legt zwar zuletzt Ein müdes Haupt
In Staub des Grabes nieder.
Doch Traegt ERs Wann die Welt verbrennt
Einst SEINEM Herrn am Firmament.“

Wer auch die Verfasser sein mögen, jedenfalls einer der Pfarrerssöhne oder die Tochter Präceptorin zu Steinheim, die Worte des Gedenkens erwähnen zwar einen der Stillen im Lande, einen früh zum Herrn bekehrten Pietisten, aber zugleich auch einen gelehrten Verfasser von heute gänzlich unbekannten Schriften. Gerade in dem, wo der Steinheimer Magister der Nachwelt und den Zeitgenossen bis auf den heutigen

Tag allein der Erinnerung wert ist, wir meinen das „Geistliche Liederkästlein zum Lobe Gottes“, das der 62jährige bei Metzler in Stuttgart erscheinen ließ (siehe die Stelle in Mörikes Turmhahn, wo von Hillers „Harfenspiel“ die Rede ist) enthaltend in zwei Teilen 366 „kleine Oden über so viel biblische Sprüche“, gerade dieses poetische Werk verschweigt die Gedenktafel, verschweigt auch der amtliche Bericht des Heidenheimer Dekans M. Christlieb an das herzogliche Konsistorium.

Nicht zufällig ist dies, sondern Absicht, wie Hillers vom Sohn ergänzte Autobiographie klärt. Dort werden die „Reimereien“ zwar kurz erwähnt, jedoch als mühevolleres Hauptwerk die sechs Schattenstücke herausgestellt, genannt „das System der Vorbilder A. T.“ Sie umfassen in Oktav drei Bände mit rund 2300 Seiten und sind zwischen 1758 und 1766 im Studierzimmer zu Steinheim entstanden. Zählt man dazu das dem Klopstockschen „Messias“ an Umfang ähnelnde Riesenwerk „Das Leben Jesu Christi des Sohnes Gottes unsers Herrn“ in gebundener Schreibart mit rund 29 800 wohlgefügtten Alexandrinern (beide Teile 1752 in Tübingen erschienen), dann übersieht man das ganze theologische System Ph. Fr. Hillers. Dann weiß man aber auch, daß die geistlichen Lieder, die der Degerschlachter Pfarrer K. Ehmann mit 1074 Nummern (zwei Auflagen 1843 und 1858) aus einem halben Dutzend gesonderter Veröffentlichungen zusammenstellte, nur Nebenprodukte, Andachtsübungen zu wichtigen Stellen und Punkten des ganzen theologischen Denkens gewesen sind. Entstanden für den Gottesdienst der Steinheimer Gemeinde, besonders zum Gebrauch in den Kinderlehen, den Gebetszeiten, dem Konfirmandenunterricht, der Abendmahlsfeier.

Im 19. Jahrhundert hat der Hymnologe und Gesangbuchreformer für Württemberg, Albert Knapp, den Hillerschen Liederschatz vollends aus der ursprünglichen Theologie gelöst und in Idealkonkurrenz mit Hiller etwa die Hälfte der Ehmannschen Sammlung gemäß den Erlebnissen der württ. Erweckungsbewegung des frühen 19. Jahrhunderts sentimentalisch

umgebosselt und vor allem ihren lehrhaft systematischen Gehalt radikal verkürzt. Damals kam, übrigens von der Augsburger und Nürnberger Kirche her, für die der junge Hiller seine erfolgreichsten Lieder, betreffend das Arndsche Paradiesgärtlein (301 vielschichtige Gebilde in 4 Auflagen) geschrieben hatte (er war von 1729–1731 Hauslehrer in Nürnberg), das bis heute gültige, aber leider falsche Urteil auf (siehe R GG Abschnitt Hiller 1959), Hiller sei der „schwäbische Paul Gerhard“, zwar nicht ganz so korrekt im Versemachen, aber doch in der Anlage grundreformatorisch und lutherisch. Beanspruchten ihn die Erweckungsleute in Württemberg bis heute noch für sich, so reklamiert ihn andererseits die württ. Landeskirche als gesunden, nüchternen Lutheraner, wenn sie ein starkes Dutzend Lieder von ihm in den besonderen Teil der württ. Kirche des gesamtevangelischen Gesangbuchs von 1953 aufnahm, neben Bengel, dem geläuterten Zinzendorf, aber auch neben Klopstock, A. Knapp und Ph. Spitta.

Will man das Originalverständnis der geistlichen Lieder zurückgewinnen, so muß man sowohl von einem Erweckungs- und Erbauungsdichter, als auch von einem Lutheraner und Orthodoxen Abstand nehmen. Ich stelle die These zur Diskussion: Hiller ist der genuine Fortsetzer und Weiterbildner der Albrecht Bengelschen Theologie, der Bengelschen Auslegung der Hl. Schrift Alten und Neuen Testaments. Das Biographische ist dabei sekundär, dies, daß Hiller im selben Jahr 1713 als Schüler vom neu bestellten Präzeptor in Denkendorf die ersten bleibenden Eindrücke empfing.

Entscheidend ist dies, daß Hiller vom ersten Augenblick an, als er in Reimen zu schreiben begann, etwa in Nürnberg mit dem Arndschen Paradiesgärtlein, dies genau in der Bengelschen Methode ausführte: die Prosavorlage wird erläutert und ausgelegt und in den Zusammenhang eines heilsökonomischen Verständnisses gebracht. Res ipsa, wie Bengel lehrt im Gnomon, nicht eigene Gemütsbewegungen oder fromme Gedanken werden niedergeschrieben. Schriftgelehrte Erkenntnisse der „singulae partes Deo dignae“. So entsteht eine gereimte Kette von „Wort-für-Wort-Kommentaren“ (M. Mezger in R GG Stichwort Bengel). Sie bilden in toto den Erzählungsgang des Hillerschen „Leben Jesu Christi“ (abgekürzt zitiert als L J). In den „Vorbildern des A. T.“ (zitiert VA) schafft er sich dann die hermeneutische Grundlage für die Ereignisse, Jesus Christus betreffend im NT. Selbstredend auch für die geistlichen Lieder, die im ganzen, mit einem halben Dutzend Ausnahmen, Kommentare zu bengelisch ausgelegten Bibelstellen sind.

Mit den VA, dessen ist sich Hiller bewußt, versucht er den Gnomon auf das AT zu übertragen. Mehr noch die in Bengels „Reden über die Offenbarung Johannis in Jesu Christo“ aufgezeigte heilsgeschichtliche Ordnung, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als beschlossen in Gottes Ratschluß von Ewigkeit her begreift, als praefiguriert im AT darzustellen. Was in den VA Schatten, Risse, Vorbilder sind, das zeigt im Schatten (gleich Wesen, ähnlich wie bei Schiller die Ideen Schatten sind) bereits in Vollgenügsamkeit das Urbild Jesus Christus. Die sieben Kirchenzeiten des *ordo temporum* Bengels sind nach Hiller im AT keine bloßen Vorspiele, keine bloßen Weissagungen, die sich nachher erfüllen, sondern haben die Dignität von Vorbildern, die für den Glauben so lange als Vorbilder bestehen bleiben müssen, bis Christus seine Zukunft verwirklicht. Das fordert die von Bengel gelehrt „concinntas“ der Schrift, in der nichts Historisches und Zeitbedingtes erscheint, sondern immer nur die offenbare oder zu entschlüsselnde Absicht Gottes mit seinem Sohn, in jeweiligen Perioden geringerer oder mächtigerer Kundgabe. Die Absicht heißt, näher bestimmt, dann nicht Vorsehung (polemisch gegen die Aufklärung), sondern wiederum biblisch die „Weisheit“ oder die Wahrheit. Die Weisheit kann nur im System, im festgefügtten Zusammenhang für den Menschen des Glaubens entborgen und enthüllt werden. Die VA unterziehen sich der Mühe, ein Vorbildsystem mit genauen Auslegungen auszubreiten. Voraussetzung: die Schrift ist nicht von Menschen geschrieben, vielmehr haben sie Mose und die Propheten „von Gott empfangen“, in seinem Auftrag gleichsam Gottes Sache überliefert. Das kann man daran erkennen (Mose auf dem Sinai), daß alle Vorbilder „etwas künftiges vorstellen, das sogar bis in die Ewigkeit hineinreicht“ (VA S. 5).

Unschwer erkennen wir an dieser Methode die apokalyptisch-eschatologisch bestimmte Auslegung der Schriftworte, also die Methode, mit der A. Bengel konsequent die Schrift auslegte als „Verbum Dei vivens“. Die Gnomon Vorrede betont: die Schrift sei „fons sapientiae“ und aller Weisheit der Heiligen oder Philosophen vorgeordnet als die göttliche Weisheit. Bengel glaubt in der Schrift die „gubernatio divina“, die Erfüllung dessen, was in der Apokalypse am Ende der Zeit eintritt und die vollkommene Harmonie der Evangelien erkennen zu können im Gange einer heilsgeschichtlichen Zeit. Hillers Vorbilder-Lehre wendet diese auf die Zukunft der zwei Advente (im ersten Advent werden die Bösen gerichtet, im zweiten, dem Millennium, kehren die Guten und mit

ihnen auch die gerichteten und inzwischen begnadeten Bösen in die himmlischen Gefilde ein) gerichtete Bengelsche Methode nach rückwärts auf die Vorgänge, Ereignisse, Daten, Personen und Dinge des AT an, indem er die Ganzheit von AT und NT, von der Bengel ausging, im AT-Teil wieder im einzelnen aufspürt. Indessen, Hillers Auflösung des AT in Vorbilder geht weit über Bengels emphatisch-apokalyptische Exegese hinaus, sie entfernt sich auch von der lutherischen Unterscheidung zwischen Buchstaben und Geist, indem sie versucht, das Geistliche in den Vorgängen wieder sinnlich, vorstellbar, wörtlich personhaft zu machen.

Die Bengelsche *simplicitas* und *profunditas* der Wort-Auslegung erreicht Hiller nicht, im Gegenteil, er verkürzt die Einfachheit in geistliche Einfalt und die Tiefe in oft gewagte, den Kontext einfach außer acht lassende Spekulation um eines geistlichen Sinnes willen. Dies gilt vor allem für die Behandlung des zentralen Opfer- und Sühnebegriffs. Hiller glaubt entdeckt zu haben, daß etwa in der vormosaïschen, vorschriftlichen Zeit, aber auch in der mosaïschen Zeit, etwa in der Schöpfungsgeschichte, die überlieferten Worte keine Hieroglyphen, keine heiligen Zeichen sind, erst recht keine solchen, die, wie die Orientalistik der Hallenser Schule lehrte, etwa von der ägyptischen Weisheit und Gelehrsamkeit übernommen worden seien, vielmehr seien sie unmittelbar und direkt vorstellbar geistliche Opferhandlungen, Bilder, Wunder, Offenbarungen ohne jeden Bezug auf heidnische Kulte und Symbole, durchaus genuin biblische Begriffe, die auf Jesus Christus zu beziehen sind und lediglich einen innerbiblischen Deutungs-wert haben. So entwickelt Hiller eine typologische Bilder-Lehre. Vorbild ist zeitlich das „Vor“, das Vorausgegangene, das Vergangene und moraliter-anagogisch das „Vor“, dem der Glaube nachzueifern hat in der Gegenwart. Im Vorbild steckt aber auch das Nachbild, weil alles, was die Schrift kündigt, eine Zukunft hat, im „Nach“ ist und sich erfüllt. Das AT ist demnach Vorbild für das Urbild, das im NT in Person erscheint und sein „Vor“ einholt in das „Ur“.

Bengels Lehre von der Eruiierung strenger Sachverhältnisse bei Auslegung der Vorbilder ist nur halb befolgt, falls der Ausleger ohne Glauben sein Geschäft betreibt und Bengels Mahnung „*rem totam applica ad te*“ außer acht läßt (das Lutherische *pro me*). Die Vorbilder sind für unsere eigene Errettung, für unser eigenes Heil allein Vorbilder und bloß vernünftig betrachtet eine müßige Spekulation, die besser unterlassen bliebe. Hiller nimmt darum im Voll-

sinn die mittelalterliche *Imitatio Christi*, die Nachfolge in seine Untersuchungen auf, wenn er sagt: das Urbild müsse ein „Fürbild“ oder ein „Musterbild“ werden in genauem Schriftverstand von Hebr. 9, 23. Also ist Christus Fürbild oder von Ewigkeit her Erlöser, Amt und Person bilden eine unzertrennliche Einheit, denn in jedem Fall ist das Amt identisch mit der Person und personhaft aufgezeigt in allen Handlungen, Männern und Dingen des AT.

Hiller weiß, daß er damit über die von der eigenen Landeskirche angeordnete Lehre vom „Wort Gottes“ hinausgreift, wonach der Sohn nur im Wort verheißen werden kann. Das Bild tritt ebenbürtig neben das Wort, ja es ist vor Mose einziger Zeuge, da es damals noch kein Wort gab. Hiller warnt vor der aufklärerischen Meinung, als ob das Reden Gottes mit Bildern, Wundern und Taten lediglich für unmündig Glaubende gedacht sei. Im Gegenteil „so muß dann, wie in allen Werken Gottes also auch in der Bilderbibel alles nach der Weisheit gestellt sein, und die Bilder hierin dem Wort gleichlaufen“ (VA S. 13).

Hier eine kurze Skizze der Auslegung:

Adam und Evas Bekleidung nach dem Fall mit einem Tierfell ist eine Opferhandlung, insofern das hiefür geschlachtete Tier (von Gott geschlachtet) mit dem „Lamm Gottes“ gleichläuft, das den Glaubenden mit dem „Rock der Gerechtigkeit“ aus dem Sünderdasein befreit und in den Gnadenstand erhebt. Die göttliche Absicht ist erkenntlich an der Verheißung des Weibessamens. Abels und Seths unschuldige Opfer, die beiden den Tod bringen, sind zugleich die Opfer der Wiederbelebung, der Teilnahme am ewigen Leben, das der Messias verkündet. Auch in Klopstocks Messias-Dichtung werden Adam und Eva als Erstlinge vom Erlöser ins Paradies der himmlischen Sphären gerufen. Enochs Himmelfahrt z. B. ist Vorbild für Christi Auffahrt und das ewige Dasein in Gott. Die Verheißung des Abrahamsamens meint unmittelbar in Melchisedek den Gott Jesus, der als Mensch vom Vater geopfert wird und sein einziger Erbe ist. In Isaak und Joseph treten Erwählung, Verherrlichung und Erniedrigung, Leiden vorbildlich auf.

2. Mose 1 bis 18 (bis zum Sinai) steht nicht unter der Herrschaft des Gesetzes und der Sünde, sondern hat zum Thema Mose, den Erlöser vom Tod mit Blut (Erstgeburt, Himmelsbrot, Lebenswasser) in Parallele zu den paulinischen Ausführungen im Röm. 5, 13, 14.

2. Mose 19 bis 3. Mose 10 führen in die „Haushaltung Gottes“ ein, wo der Mensch unterm Gesetz und

der Sünde schmachtet, „aber zugleich das Amt der Versöhnung einsetzt, und in diesem Christus durch die Hütte, den Hohenpriester und die Opfer als ein Versühner vor Gott abbildet“ (VA S. 308 bis 424). In diesem Abschnitt ergeht sich die vergleichende Betrachtung in gewagten Spekulationen. Des Moses Schlag auf den Felsen, aus dem Wasser hervorsprudelt, sei nicht unter dem „Stab des Gesetzes erfolgt“, sondern als Liebestat Gottes anzusehen! „Das Wasser trieb sich selbst heraus, so gab Jesus freywillig, aber doch nachdem Er uns zu gut mußte geschlagen seyn, das Wasser des Lebens umsonst“ (VA S. 297).

Von 3. Mose 11 bis zum Schluß von 5. Mose erscheinen lauter vorbildliche Sündenreinigungshandlungen der Priester mit Blut, Wasser und Ölen. Eine besondere Untersuchung erfährt die eherne Schlange in ihrer Doppelbedeutung als Gift- und Heilschlange. Vom Amt des Versühners und Hohenpriesters schreitet das Vorbild in den Richter-, Samuelis- und Königsbüchern zum Amt des Königs aller Himmel und Erden weiter. Josua, Gideon, Simson, David und Salomon sind lauter Rettergestalten, in denen der Retter Christus handelt, in denen sich der Sohn Gottes seinen Königs-Tempel baut. Die überlieferten prophetischen Flüche und Untergangsweissagungen werden als Tempelreinigungsakte verstanden in Parallele zu denen des Erlösers in den Evangelien. Das Israel des AT wird radikal als das Volk des Erlösers „im Sinne der Bundesbeschlüsse“ gewertet, gegen das die Heiden vergebens anstürmen. (Siehe Händels Oratorium „Der Messias“.)

Im Jahre 1762 fügte Hiller seiner Vorbilder-Lehre noch eine Typologie über den „Levitischen Versühntag“ hinzu. Er verteidigt dort den württ. Pietismus der Schule Bengels (Steinhofers Auslegung des Hebräerbriefs) gegen die Göttinger und Hallenser AT-Exegeten (Michaelis) und Johann Le Clerc (gest. 1736, holländischer Theologe), der eine von der Vernunft geleitete, undogmatische, alttestamentliche Exegese gefordert hat, und für den sich damals der Tübinger Chr. M. Pfaff besonders einsetzte.

Zur traditionellen Psalmenauslegung fügt Hiller eine Wort-für-Wort-Exegese des 116. Psalms an, in der er das Davidische Lied als eine Einführung in die Leidensverherrlichung Christi in der Passionswoche begreift.

Die theologische Vorbilder-Spekulation ist ohne Abstriche in das in alexandrinischen Reimen verfaßte LJ eingegangen. Das Erbauliche an dem Riesenstück ist gerade nicht die anbetende Gemütsbewegung wie bei den Dichtungen der Francke- und Zinzendorf-Leute, sondern das nüchtern Lehrhafte und dogmatisch Ex-

egisierte. Wohl deshalb, weil die Dichtung einfacher in gebundene Schreibart übersetzte und verdolmetschte Gnomon Bengels und dessen „ordo temporum“ ist, haben schon die Zeitgenossen das Gegenstück zum Messias Klopstocks recht bald vergessen, obwohl das Werk den Höhepunkt Hillerscher Dichtkunst bedeutet, in der alle seine geistlichen Lieder in Kleinstücken eingewoben sind. Hiller entschuldigt sich, daß der Verleger seiner Forderung, die dem Bengelschen griechischen Text entnommenen Schriftworte mit besonderer Schrifttype zu setzen (die Stellen stehen jetzt über den Kolumnen), nicht nachgekommen ist. Es handelt sich um die Einrichtung der vier Evangelientexte in der sachlichen Übereinstimmung aller Parallelstellen und in ihrer zeitlichen Anordnung in 288 „Puncten“, nebst Abteilungen nach den Heilsjahren von der Geburt bis zur Heilung des Blinden in Jericho (143 Puncte) und der Heilzeit der „Großen Woche“, sechs Tage bis zur Kreuzigung und der dreitägigen Verlängerung der Woche bis zu Ostern mit Himmelfahrt (144 bis 288 Puncte). Die Systematik der Zeitenordnung und der Lokalitäten hält Hiller bis auf das Tüpfelchen ein und erlaubt sich nicht die geringste Abweichung von Bengel. Im übrigen baut er die Punkte oder Szenen in dreifacher Stufung auf. Zuerst wird das nackte Schriftwort, sei es eine Handlung oder eine Weissagung, nacherzählt, daran schließt sich, wiederum mit Bengelschen Erläuterungen ein erbaulicher Kommentar, der die Handlung und das Schriftwort als notwendig und sichtbar für unser eigenes Heil, als festen Bestandteil des gesamten Heilswerkes auseinanderlegt im Sinne einer Predigtweise, und zuletzt wird eine lehrhafte Mahnung, das Heil ja nicht zu versäumen, erteilt. Unschwer erkennen wir hier eine lutherische Praxis im dichterischen Umgang mit dem Wort Gottes in der Dreiheit von Lehre (Ereignis), Zuspruch, das geschah für dich und Mahnung (Wichtigkeit des Glaubens für das Seelenheil).

Z. B. die Salbungsszene in Bethanien (Joh. 12, 1–11), den feierlichen Beginn der großen Woche, wo der auferweckte Lazarus dabei ist, erläutert Hiller mit Bengel als vorbildliche Abendmahlszene (das griech. *deipnon* wird so übersetzt), „Wohl dem, dem solches Mahl der Herr auch zugedacht / wann Er ein englisches Bild aus Staub und Aschen macht“. Der Erhöhte, wie ihn Johannes schildert, nicht der Mensch Jesus sitzt hier zu Gast und hat Wohlgefallen an der ihm zugedachten verschwenderischen Salbung „zum Vorbild, daß sein Leib begraben werden müsse“. Dann folgt die Mahnung, gleichsam die Aria der Bachschen Passionskantaten: „Was thut die Liebe

Das Leben Jesu Christi

des
Sohnes Gottes,
unfers
Herrn;

Erster Theil

bis auf die grosse Woche,

in gebundener Schreibart
nach den einstimmigen Schriften der heiligen Evangelisten
verfaßt

von
M. Philipp Friderich Hiller,
Pfarrer zu Steinheim bey Heidenheim.

Tübingen,
gedruckt und zu finden bey Johann Christoph Bfellers
1752

Titelblatt des Ersten Theiles von Hillers
„Das Leben Jesu Christi des Sohnes Gottes unsers Herrn“, Tübingen 1752

nicht, die sich an Jesum bindet? / das theuerste, das sie weiß, das beste, das sie findet; / das liebste, das sie hat; das größte, das sie kann, / das widmet sie dem Herrn, und wendt es fröhlich an. / Herr, ich vermag sonst nichts, als etlich ächte Thränen, / und ein zerbrochen Herz, das viele zwar verhöhnen, du aber nicht verschmähist . . .“ Nun, wir kennen solche mit Tränen fließenden Bekenntnisse zum Heiland, solche Ich-Lieben und Sehnsüchte in Hülle und Fülle, in solcher Bach-Devotion steht auch Hiller. Alle seine Kreuz-Gebet-Trostlieder sagen es mit den gleichen Worten, sogar wie das hier der frommen Maria in Bethanien in den Mund gelegt wird. Durchgehendes Thema aller Szenen sind die Bestätigungen der paulinischen christlichen Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe. Beim Gang Jesu nach Jerusalem und zum Ölberg, der ein Sieger- und Triumphberg des Glaubens

ist, versäumt es der Dichter nicht, aufs genaueste die sechs Aufenthalte Jesu in der Davidstadt aufzuzählen und seine AT Vorbilder betreffs Laubhütten und Passah anzubringen. Gewiß es ist ein letzter Besuch und daher „ein großer Tag, von vorbestimmten Zeiten, / Zu dem Besitz des Reichs in seine Stadt zu reiten / daß sich die Herrschaft soll von Meer zu Meeren ziehen, von da an bis zum Ziel der ganzen Erde hin, / in seinen Frieden auch die Heiden einzufassen, / und die Gefangenen durch Bundsblut auszulassen.“ Die Griechen, die da zum Osterfest gekommen sind, sind gerade solche Heiden, keine „Beschnittenen“, wie Bengel bemerkt, sondern Glaubende an den Gott Israels (Joh. 21, 12–16, Luk. 19, 16–19, Mark. 11, 1–8, Matth. 21, 1–8 nach Bengelscher Anordnung).

Wenn beim Einzug das Volk „Hosiannah“ und einen

Tag später „Kreuzige“ ruft, so bemerkt dazu Hiller: „Wie oftmal weicht man ab auch nach dem besten Zug; / Des Glaubens Gold hat nicht am ersten Feur gnug“.

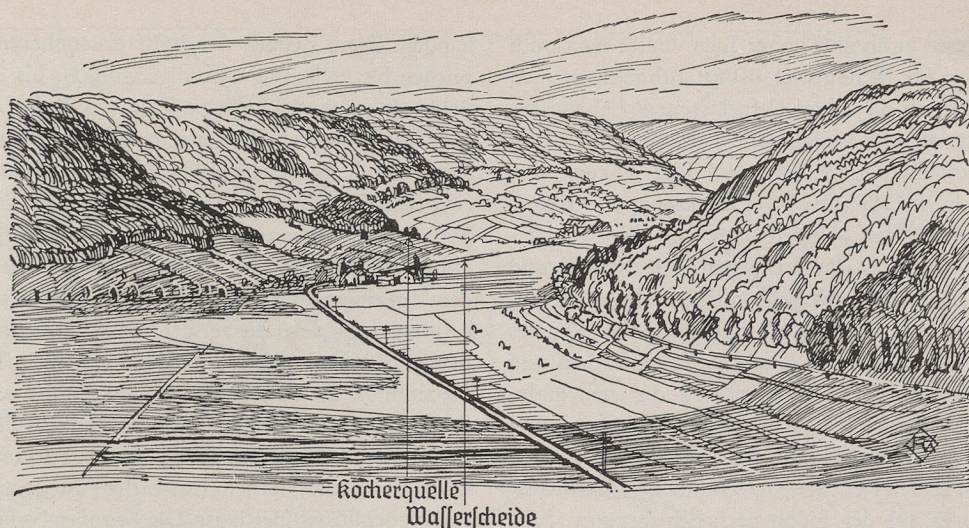
Unter der Gnaden- und Heilszeit stehen auch die lästernden und frevelnden Juden. Bengels Lehre von der Wiederbringung aller in der Endzeit ist gewisser Bestandteil des Hillerschen LJ. Das Kreuz gilt allen, immer und jederzeit, Unglaube ist verhüllter Glaube, Zweifel nur ein Schatten, Satan und Anfechtungen gibt es im LJ nicht. Die Feinde, die Pharisäer bekennen in ihrem Widerstand allein nur die Weisheit und Wahrheit Christi. „Wer widerstrebt dem Strom / der allen Damm zerreist, und wär es selber Rom?“ In diesem Betracht verficht das LJ freilich mit theologisch-biblischer Begründung, das selbe Triumph- und Siegesgefühl über den längst besiegt und erledigten satanischen Feind wie Klopstocks Messias. Luthers Gesetz und Evangelium gilt dem Bengelianer Hiller nichts mehr, vielmehr muß es heißen, wie es Karl Barth neuerdings wieder gelehrt hat: auch in Gesetz, Sünde, Tod, Gewalt, Welt schattet die Gnade des Evangeliums herein, das einzig und allein Jesus Christus heißt. Der Christ ist schon gerettet, er hat allein seine Unverweslichkeit im kommenden Gericht zu bedenken und dem Erlöser, der größten Wohltat Gottes immerzu Dank und Lob zu sagen. Die lauten Halleluja-Rufe Klopstocks durchtönen auch die Dichtung des Steinheimer Magisters Ph. Fr. Hiller. Das haben bis heute weder die pietistischen Verehrer seiner Lieder (ohne Heiligung des Lebens, sagt Hiller einmal, kein Singen, ohne Buße und Glauben kein Singen), ganz begriffen und erst recht nicht die Neu-Orthodoxen landeskirchlicher Prägung.

Werfen wir noch einen Blick auf die Lieder und ihre Bilder- und Ausdruckssprache. Die langstrophigen Gebilde des wörtlich übertragenen Paradiesgärtleins (1730) heben sich aus den späteren Gebrauchsliedern durch ihren stärkeren poetischen Gehalt, einen barocken, blumigen, metaphernreichen Stil und eine innigere Kundgabe der Jesusliebe heraus. Kaum einem Bachschen Promemorium nachstehend in langatmiger Huldigung ist dazu die Vorrede an Jesus Christus, den Herrn und Gott, dem er so huldigt, wie es weltliche Dichter ihren Fürsten gegenüber getan haben: „Großmächtiger Monarch! Glorwürdigst Kirchen-Haupt!“ Erst die zweite Zuneigung geht an eine weltliche Person, die pietistisch erzogene Schwester des regierenden Herzogs von Württemberg, Prin-

zessin Luise Friderike, die nach der Sitte der Zeit als Kanonissin zu Hervorden ihr Leben in Abgeschiedenheit verbrachte. Auf die Sittenlosigkeit am Eberhardinischen Hofe zu Stuttgart reagieren folgende Verse: „Wir sehen noch, Gott Lob! durch sorgsames Bemühn / Der Tugend Rosen auch in Fürstengärten blühn. / Die Edelsten vom Blut stehn von der zärtsten Jugend / Oft in dem Orden schon als Sklavinnen der Tugend.“ Die Erwählten unter der Menschheit nennt Hiller stets „Ordensleute“.

Er will nur zum Teil nach der Paul Gerhardschen Weise die Lieder zum „Singen“ nach bekannten protestantischen Chormelodien gedichtet haben, sondern mehr als Predigersatz zur Erbauung und vor allem zum „Genuß der Paradieses Früchte“. Kirchenleute haben ihn darob getadelt; Hiller nimmt den Vorwurf auf und arbeitet die Arndschen Prosagebete im zweiten und dritten Teil zum Singgebrauch für Gottesdienste um, indem er Schriftworte und Sprüche aus dem Alten Testament als Leitverse an den Kopf des Liedes schreibt. Haben die württembergischen und augsburgischen Gesangbücher des 18. Jahrhunderts noch Dutzende dieser Arndlieder aufgenommen, so kamen sie durch Knapps Reform in Württemberg nicht mehr in das Gesangbuch. Maßgebend für die Auswahl der württembergischen Kirche sind die gesammelten Oden im „Liederkästlein“ von 1762 geblieben. Mit diesen reinen Kirchenliedern, die kaum einmal mehr als zehn Strophen haben, wollte Hiller „dem Wort Gottes“ dienen; freilich derart, daß sie zum Gemeindegebrauch ebenso tauglich waren wie zur privaten Hausandacht nach pietistischer Art. Sie sind darum nach bekannten Melodien eingerichtet und für das Kirchenjahr bestimmt. Ihr Tenor läuft im Tone der Anbetung Gottes, dem Lob der göttlichen Eigenschaften (Gnadenstuhl, König, Priester, Lamm), dem Ruhm seiner Werke und der Heilsnotwendigkeit seiner Wohltaten. Bewußt distanziert ihre Sprachmelodie der alte Hiller (wiederum der Einfluß Bengels) von den Zinzendorfschen „Geschmacklosigkeiten“, süßen Jesusumarmungen, Bruderküßen, der Auffassung, als ob jede bekehrte Seele eine Braut Christi wäre, von den Kindlein- und Lämmlein-Anbetungen.

Diese Lieder nun sind es, die bis auf den heutigen Tag bei uns gelesen und gesungen werden und die Hiller das Urteil, er sei ein schwäbischer Paul Gerhard, eingetragen haben. Indessen, wir wissen: er war ein Bengel-Pietist, der von Gerhardscher Kraft und Poetik um ein Jahrhundert protestantischer Kirchenliedentwicklung entfernt ist.



1. „Brenztalpforte“ oberhalb Königsbronn

Die erdgeschichtlichen Wandlungen des Brenztals im Rahmen der Geschehnisse im südwestdeutschen Raum

Von Siegfried Trautwein

Höchst eigenartig ist das Tal der Brenz. Mit einem vom Ursprung oberhalb Königsbronn bis zur Einmündung in die Donau nahezu unverändert geringen Gefälle windet sich die wasserarme Brenz träge durch ein geräumiges Tal, das weitausholende verlassene Schlingen und große Umlaufberge kennzeichnen. Jenseits der kaum merklichen Wasserscheide schließt sich das gleichgeformte oberste Kochertal an. Jeder kritische Betrachter wird diese beiden Talungen als eine Einheit empfinden, die weder die heutige Brenz noch der heutige Kocher geformt haben kann. Die Urbrenz, ein einstiger, weit von Norden her kommender wasserreicher Fluß, wird diese tiefe Albquerfurche ausgeräumt haben und damit auch die „Brenztalpforte“ oberhalb Königsbronn (Abb. 1).

Wir werfen zunächst einen Blick auf andere Albquertäler. Von Urspring bis Breitingen fließt die wasserarme Lone durch ein ähnlich weites und schlingenreiches Tal, das bei Urspring einen scharf herausgeschnittenen Umlaufberg, den „Hägelesberg“, besitzt. Oberhalb Urspring setzt sich ein gleichgestaltetes Trockental bis Amstetten fort. Die Urlone kam durch die „Amstetter Pforte“ aus einer einst weit über den Neckarraum hinüberreichenden Juralandschaft und ließ Juraschotter bei Amstetten liegen. Östlich Lauchheim ist die „Lauchheimer Pforte“ der

Ureger, des einstigen großen Nachbarflusses der Urbrenz, die gleich wie die Urbrenz ihren Weg quer durch die Alb zur voralpinen Senke, dem Molasse-trog, nahm. Ein überaus breites und tiefes Albquertal ist zwischen Spaichingen und Tuttlingen. Die durch die „Spaichinger Pforte“ einst der Urdonau zufließende Ureschach hat diese tiefe Ausräumung geleistet. Sie kam aus dem Raum der oberen Kinzig, querte den oberen Neckarraum zu einer Zeit, wo der Neckar durch rückwärtiges Einschneiden noch nicht bis dorthin vorgedrungen war.

Und nun zur Brenz. Die ältesten und auch zuhöchst liegenden Schotter der Urbrenz sind in einer aufgelassenen Sand- und Schottergrube am Waldrand W Ochsenberg in 615 m NN, 115 m über der Brenztalsole, es sind die Ochsenbergschotter. Dies sind stark lehmurchsetzte Quarzsande mit beigemischten Quarz- und Angulatensandsteingeröllern und Feuersteinen. Der Quarz stammt aus dem oberen Keuper (dem Stubensandstein), der Angulatensandstein aus dem untersten Schwarzen Jura, aus dem Weißen Jura der Feuerstein und der Großteil der Verwitterungslehme. Ursprünglich sicher vorhandener Kalk fehlt. Das Ganze ist durch Verwitterungslösungen von Eisen- und Manganoxhydroxydhydrat zum Teil zu zählen, schwarzbraunen Schwarten verbacken. Die gleichen

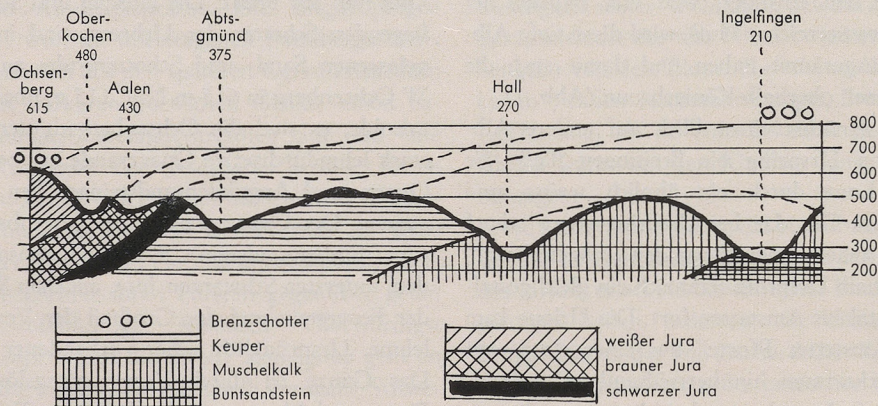
Schotterreste in ähnlich hoher Lage findet man noch in Dolinen im Waldgebiet östlich Schnaitheim, wo unter anderem in einer aufgelassenen Lehmgrube viele Angulatensandsteingerölle vorkommen.

Woher kommen diese Schotter? Bild 2 zeigt den Gebirgsschnitt Ochsenberg – Oberkochen – Aalen – Abtsgmünd – Hall – Ingelfingen. Die Schichten des Jura und der Trias (Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper) fallen alle nach SSO in den Molassetrog ein, eine Folge der tertiären Aufwölbung des Raumes nördlich der Donaulinie. Zwischen Oberkochen und Aalen taucht unter dem Weißjura der nadelholzbestandene Braunjura auf, darunter kommt der Schwarzbura in die Höhe, das Kochertal bei Abtsgmünd ist in den Keuper eingeschnitten, südlich Abtsgmünd liegt auf der Höhe noch Schwarzbura, NW Abtsgmünd noch eine Restscholle von Schwarzbura auf dem Keuper, das Kochertal in Hall ist im Muschelkalk. Nördlich von Hall steigt die Muschelkalk-Lettenkohle-Hohenloher Ebene zum „Fränkischen Schild“ auf und der Muschelkalk erreicht südlich von Ingelfingen eine Höhe von etwa 500 m NN. Im tiefeingeschnittenen Kochertal bei Ingelfingen tritt noch der Buntsandstein zutage. Im Raum nördlich Hall, also über der Hohenloher Ebene, lagen einst mindestens 300 m mächtige Keuperschichten mit einer darüberliegenden Schwarzburaarestdecke wie heute noch südlich Hall. Damit erreichten die obersten Keuper- und Schwarzburaschichten eine Höhe von mindestens 500 und 300, also von 800 m. Dorthier also, von der höchsten Aufwölbung des Fränkischen Schildes kam die Urbrenz und lagerte ihre Schotter bei Ochsenberg in 615 m NN ab. Die Ochsenbergschotter sind im Bild 2 bei Ochsenberg und über Ingelfingen durch Ringe gekennzeichnet. Das für den Hertransport erforderliche Gefälle von etwa 200 m war also vor-

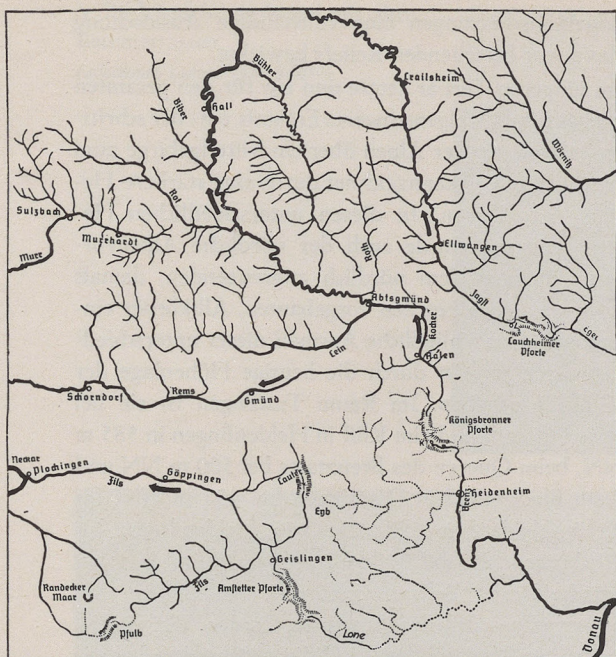
handen. Diese Zeugen der ältest erkennbaren Brenz reichen bis ins mittlere Tertiär, wohl 20 bis 30 Millionen Jahre zurück, in eine Zeit, wo diese Urbrenz über die schwach SSO geneigte mit einer Verwitterungslehmede überzogenen Albtafel in einem gering eingetieften Bett in die voralpine Senke floß.

Einen nicht zu verkennenden Hinweis auf die Herkunft der Urbrenz und ebenso auch der Ureger aus den Zubringergebieten des heutigen Kocher und der heutigen Jagst zeigt die vergleichende Betrachtung der beiden Skizzen – Abb. 3 und 4. Ein großer Teil der Nebenflüsse des Kocher (Biber, Rot, Bühler u. a. m.), der oberen Murr und der Rems zeigt die Abflußrichtung SSO im Gegensatz zu der NNO gerichteten Abflußrichtung des Kocher. Das gleiche ist der Fall bei den Nebenflüssen der Jagst. Die heutigen Nebenflüsse des Kocher und der Jagst haben also diese verkehrte Abflußrichtung aus den Zeiten der Urbrenz und der Ureger als Erbteil bewahrt.

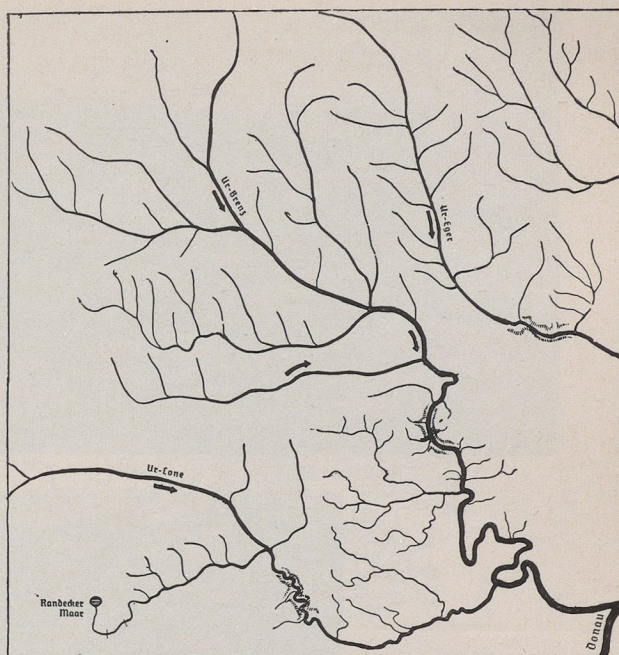
Als Folge eines Schichtenzusammenschubs und einer damit verbundenen Emporhebung im Alpenraum entstand zunächst am Alpenrand ein schmales Senkungsfeld, der Molassetrog, der Schuttfänger der werden Alpen. Zur Zeit der oberen Meeresmolasse erweiterte sich der Molassetrog nach Norden und die Absenkung ergriff noch den südlichen Albkörper. Das Molassemeer überflutete diesen Albteil und erzeugte durch den Anprall der Meereswogen die da und dort deutlich erkennbare Küstenlinie, die bekannte Klifflinie. Im Heidenheimer Kreis beginnt sie in Heldenfingen mit dem dortigen als Naturdenkmal eingetragenen „Heldenfinger Kliff“, setzt sich dann NO zum Wangenhof über Bolheim fort, quert das Brenztal in 550 m NN, zieht dann weiter über den Schratenhof nach Dischingen zu dem als Naturdenkmal eingetragenen „marinen Blockstrand“. Der Ver-



2. Gebirgsschnitt Ochsenberg – Oberkochen – Aalen – Abtsgmünd – Hall – Ingelfingen



3. Heutiges Flußnetz im ehemaligen Einzugsgebiet der Urbrenz, Ureger und Urlone



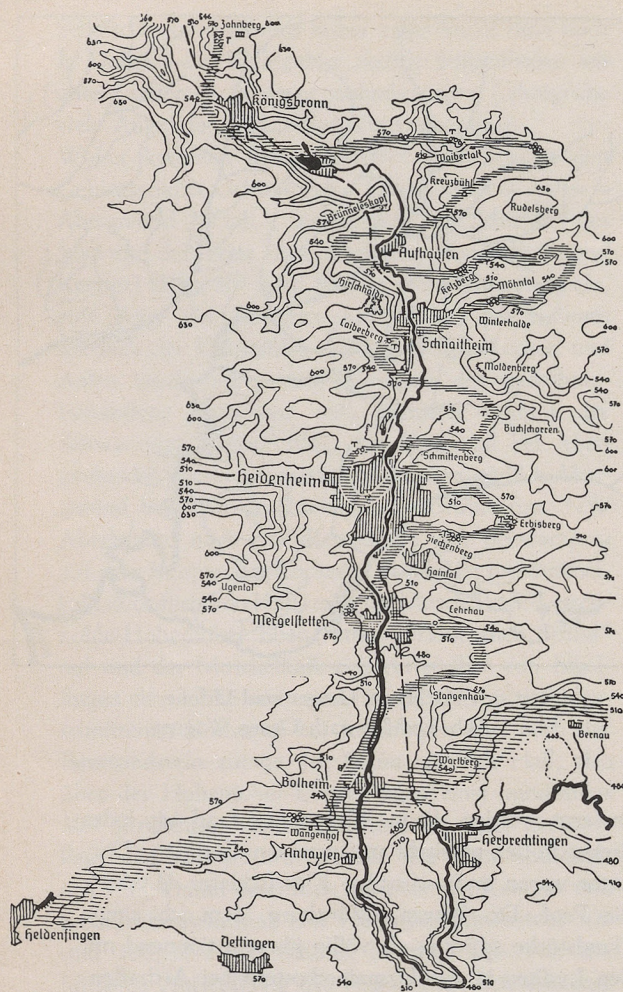
4. Urbrenz, Ureger und Urlone
Abb. 3 und 4 nach Georg Wagner

lauf der Klifflinie im Kreis Heidenheim ist auf Abb. 12 eingezeichnet.

Jetzt war die Voraussetzung gegeben für die Entstehung des auf das Molassemeer als Erosionsbasis ausgerichteten Brenzlaufs (Abb. 5). Terrassenreste mit Schotterstreuung und Umlaufberge sind darauf vermerkt. Abb. 6 zeigt im Vordergrund Königsbron im Brenztal, eine Terrasse mit Schotterstreuung über dem rechten Ortsteil, über dem linken ebenfalls eine Terrasse, diese beiden Terrassen 80 bis 85 m über der Brenztalsohle. Abb. 7 zeigt den Umlaufberg „Kelzberg“ in Schnaitheim. Die weit nach O ausgreifende Schlinge ins Möhntal ist schon sehr früh geräumt worden, liegt doch die Eintrittsstelle ins Möhntal an der Biegung des am Hang des Kelzberges schräg aufsteigenden Weges nur 10 m tiefer als der locker bewaldete Kelzberg. Die Räumung der Schlinge nach dem Durchbruch des Querriegels Kelzberg-Hirschhalde ist wohl schon zu der Zeit erfolgt, wo die Brenz noch dem Molassemeer zuflöß. Der „Kelzberg“ und auch der nördlich davon liegende Umlaufberg „Kreuzbühl“ sind wahrscheinlich die ältesten Umlaufberge im südwestdeutschen Raum. Die Einmündung ins Molassemeer erfolgte vermutlich etwa 1 km östlich der beim Wangenhof SW Bolheim eingetragenen Schotter. Die einstige Deltaschüttung ist bei der späteren Ausräumung des Brenztales völlig

entfernt worden. Beim Wangenhof fand ich indes Brenzschotter gemischt mit marinen Geröllen. Darunter waren auch schwarze Kieselschiefer (Lydite), die Prof. Dr. Wurm, Würzburg, dem ich einige Handstücke schickte, als völlig übereinstimmend mit den Lyditen in den Urmainshottern bei Aschaffenburg beurteilte, die der Urmain aus dem Obersilur des Frankenwaldes herbrachte. Diese Lydite aus dem Mündungsraum der Urbrenz beim Wangenhof sind also wahrscheinlich z. Z. der Entwässerung des Obermaingebietes nach Süden durch die Urnab ins Molassemeer und dann weiter durch Meeresströmungen in den Mündungsraum der Urbrenz verfrachtet worden.

Hebungen im Molassetrog erzwangen den Abzug des Molassemeeres, zu gleicher Zeit senkte sich jedoch auch der Albkörper. Die Zuschüttung des zuvor bestehenden Reliefs war die Folge. Das Ausmaß dieser Plombierung beträgt 50 bis 60 m, denn die zeitlich nachfolgenden Ablagerungen der oberen Süßwassermolasse (Kalk und Mergel) liegen so hoch über der Brenztalsole zu Zeit des Molassemeeres bzw. der Klifflinie. Die Brenz überschüttete den gesamten Brenztalraum mit ihren Schottern. Wie eine Art Schleierdecke sind diese Schotter und Sande den Verwitterungslehmen beigemischt und bilden z. B. im „Osterholz“ östlich Heidenheim rings um den höch-



5. Lauf der Brenz ins miozäne Molassemeer
Gestrichelte Linie: Alter Brenzlauf

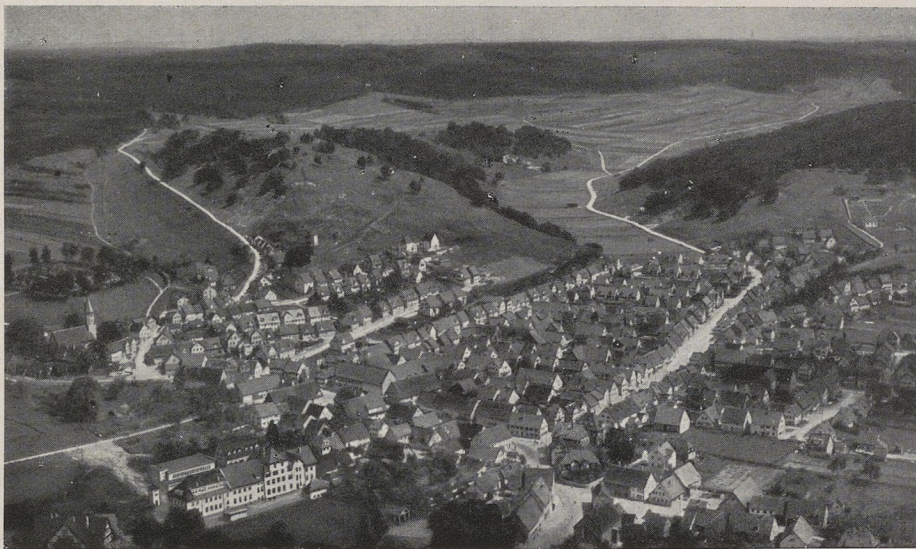
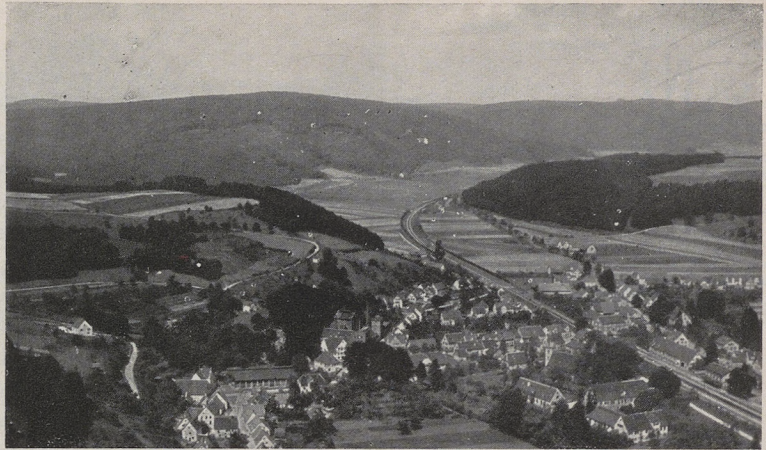
sten Punkt in 615 m NN einen beträchtlichen Anteil der dortigen Lehme. Eine rasche Ausräumung folgte nach und zwar noch vor dem Riesereignis, denn nicht im Brenztal, jedoch im nächstöstlichen Nachbartal der Egau liegen Riesschubmassen nur 10 bis 20 m über der Egautalsole. Das Riesereignis hatte indes auch eine Bedeutung für die Brenz: eine etwa 40 m mächtige Riesschubscholle liegt auf Uregerschothter im Röttinger Tunnel bei Lauchheim. Die Lauchheimer Pforte der Ureger wurde dadurch verstopft, die Ureger gestaut und nach W zur Urbrenz abgelenkt. Die Urbrenz erhielt dadurch als zusätzliches Einzugsgebiet noch das der Ureger aus dem heutigen Jagsttal. Eine geringe Absenkung im Brenztalraum veranlaßte eine nochmalige geringe Zuschüttung, die auf der Westalb infolge der dortigen weit stärkeren Absenkung durch die daselbst bis 200 m mächtigen Jura-

nagelfluhschüttungen eine vollständige Auslöschung des zuvor bestehenden Reliefs bewirkte.

Im jüngeren Tertiär setzte nun ein für den gesamten Südwestraum folgenschweres Ereignis ein: der schrittweise Aufstieg der Alpen über ein Mittelgebirge zum Hochgebirge, gekennzeichnet durch eine stärkere Hebung im Westen. In diesen unterschiedlichen Hebungsvorgang wurde auch der nördliche Alpenvorraum mitsamt dem nördlich angrenzenden, damals noch weit nach Norden vorgebauten, Albkörper einbezogen. Das schließliche Ausmaß dieser unterschiedlichen Hebung ist durch die heutige Höhenlage der Klifflinie gegeben. Im Raum Tuttlingen ist sie bei etwa 900 m NN, beim Kliff in Heldenfingen in 585 m NN, beim Queren des Brenztales bei 500 m NN und beim Blockstrand in Dischingen bei 495 m NN. Im Kreis Heidenheim fällt sie von Heldenfingen bis Dischingen, also auf 24 km, um etwa 100 m, was von entscheidender Bedeutung für die Anlage des Gewässernetzes der Brenz wurde. In der Tiefenlinie, etwa dem Verlauf der Klifflinie entsprechend, zwischen dem nach NW ansteigenden Albkörper und dem nach NO anhebenden Alpenvorraum samt den dahinter aufsteigenden Alpen bestand nun die Möglichkeit zur Entwicklung eines einheitlich ausgerichteten Gewässernetzes im Gegensatz zu den vordem verschiedentlich wechselnden Abflußverhältnissen im voralpinen Raum.

Nahezu unabhängig von dem bisher bestehenden weitgehend verschütteten Flußsystem konnte die jetzt erscheinende älteste Donau, die Urdonau ihr Gewässernetz ausbilden. Diese Urdonau vor etwa 10 bis 12 Millionen Jahren entwässerte durch die ihr hoch über Waldshut–Blumberg zufließende Aare die gesamte Westschweiz einschließlich des oberen Rhonegebietes, durch den Bündner Rhein die Ostschweiz, durch die Spaichinger Pforte den mittleren Schwarzwald, durch die Blumberger Pforte über das obere Wutachtal durch die Feldbergdonau den Hochschwarzwald, durch die Amstetter Pforte das mittlere Württemberg, durch die Brenztal- und Lauchheimer Pforte das nördliche und nordöstliche Württemberg. Die Urdonau war ein mächtiger Fluß, deren Hauptzufluß die Aare war, man nennt sie deshalb auch die Aaredonau. Die weiten und tiefeingeschnittenen Tal-schlingen und großen Umlaufberge im oberen Donautal und in dem auch einst von ihr durchflossenen Ehinger–Blaubeurer Tal und der weitaus größte Teil der Eintiefungsarbeit in diesen Tälern ist ihr Werk. Noch im Tertiär, vor 3 bis 4 Millionen Jahren, ist es dem Doubs gelungen, über die Sundgaupforte nach O bis Waldshut vorzustößen und die Aare sich ein-

6. Blick auf Königsbronn mit alten
Brenzterrassen
Aufnahme Luftverkehr Strähle

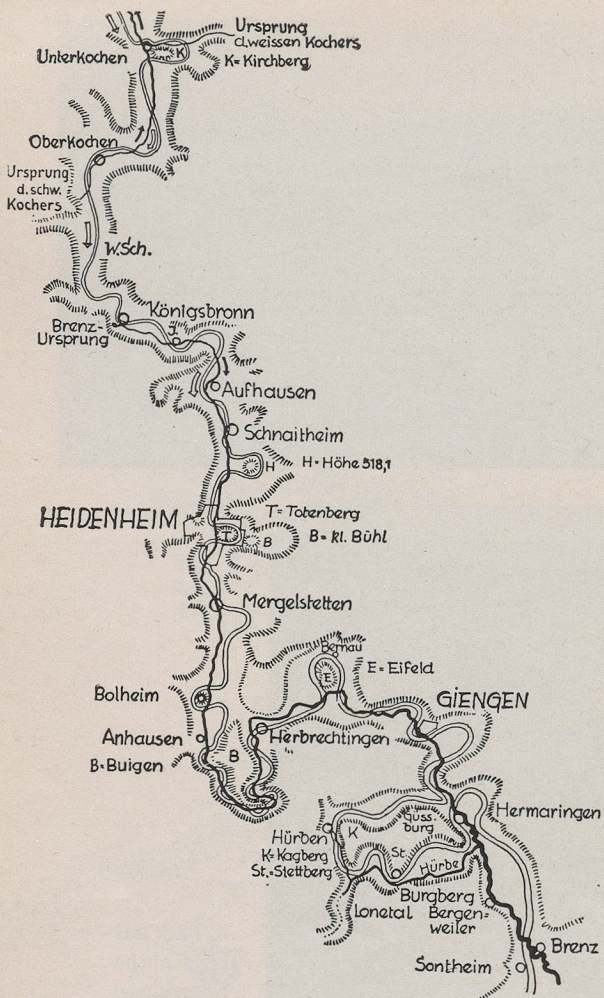


7. Blick auf
Heidenheim-
Schnaitheim
Aufnahme
Luftverkehr Strähle

zuverleiben. Das Aare-Doubstal von Mömpelgard bis Besançon zeigt die gleichen weiträumigen Formen wie das obere Donautal und auf den beiderseitigen Höhen dieselben alpinen Schotter (Granit und Glimmerquarzit) aus dem Aare-Gothard-Massiv wie das Donautal.

Der Urrhein hatte damals seinen Ursprung noch im Kaiserstuhl, floß durchs Unterelsaß, seinen Hauptzufluß erhielt er aus den Nordvogesen und der Hardt, erreichte den Raum Worms, um von da ab nach NW quer durch Rheinhessen über Alzey nach Bingen zu fließen. Im übrigen war in dieser spätertären Zeit, vor 2 bis 3 Millionen Jahren, der Südwestraum zum weitaus größten Teil noch das Einzugsgebiet der Urdonau. In der Folgezeit setzte nun aber der höchst dramatische Kampf Rhein/Donau ein. Eine starke Absenkung im nördlichen Grabengebiet des Ober-

rheintales lenkte den Rhein von Worms an in seinen jetzigen, nordwärts gerichteten Lauf. Und der Neckar, bisher ein kleiner Fluß aus dem Buntsandstein-Odenwald, hatte nun die Möglichkeit, einerseits wegen der Absenkung im Grabengebiet, andererseits begünstigt durch Hebungsvorgänge im Odenwald, im Verlauf der älteren Eiszeit (der Günz- und Mindelzeit) die Hauptausräumung seines Tales durch den Odenwald zu leisten, um dann vom großen Mindel-Riß-Interglacial an sich rasch weiter rückwärts in die Muschelkalk- und Keuper- und zuletzt noch in die Juralandschaft einzuschneiden. Das Einzugsgebiet der nördlichen Donauzubringer wurde deshalb bereits in der großen Rißzeit im wesentlichen auf seinen heutigen Bestand beschnitten. Infolge von Einbrüchen im Grabengebiet südlich des Kaiserstuhls an der Wende Tertiär/Diluvium rückte aber der Rhein vor etwa



8. Brenzlauf am Ende der Tertiärzeit
Doppellinie: alte Brenz, einfache Linie: heutige Brenz

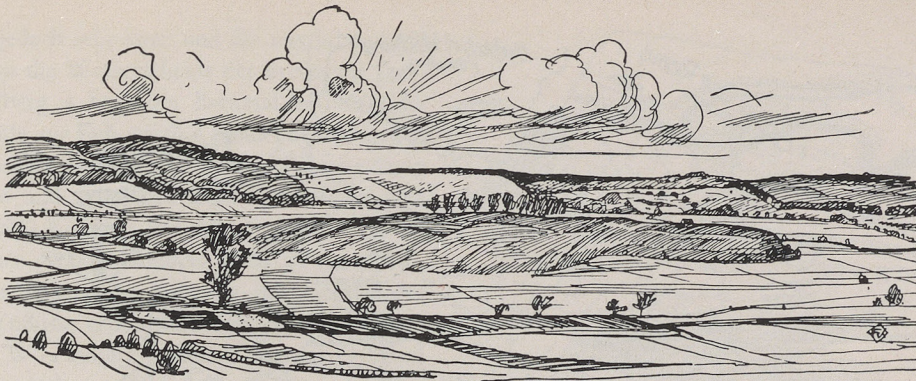
einer Million Jahren auch nach Süden vor, fiel der durch den Sundgau abfließenden Aare in die Flanke, verlängerte so seinen Lauf bis Waldshut und einverleibte sich damit das einstige Zubringergebiet der Urdonau. Einbrüche im Bodenseeraum im weiteren Ablauf der Eiszeit ermöglichte dem Rhein das gesamte Bodenseegebiet mit dem Bündner Rhein, der bis dahin über Ravensburg/Sigmaringen noch der Donau zugeflossen war, sich einzugliedern. Der Rhein hatte damit sein heutiges Ursprungsgebiet erreicht. Den letzten großen Verlust erlitt die Donau noch am Ende der letzten Eiszeit durch die Ablenkung der Feldbergdonau – der heutigen oberen Wutach – durch die von Waldshut nach Blumberg vorstoßende Wutach. So hatte also die Donau den ihr nach dem Verlust der Aare im wesentlichen noch verbliebenen südwestdeutschen Raum erst im Verlauf der Eiszeit verloren

und damit die obere Donau zu einem sterbenden Fluß gemacht.

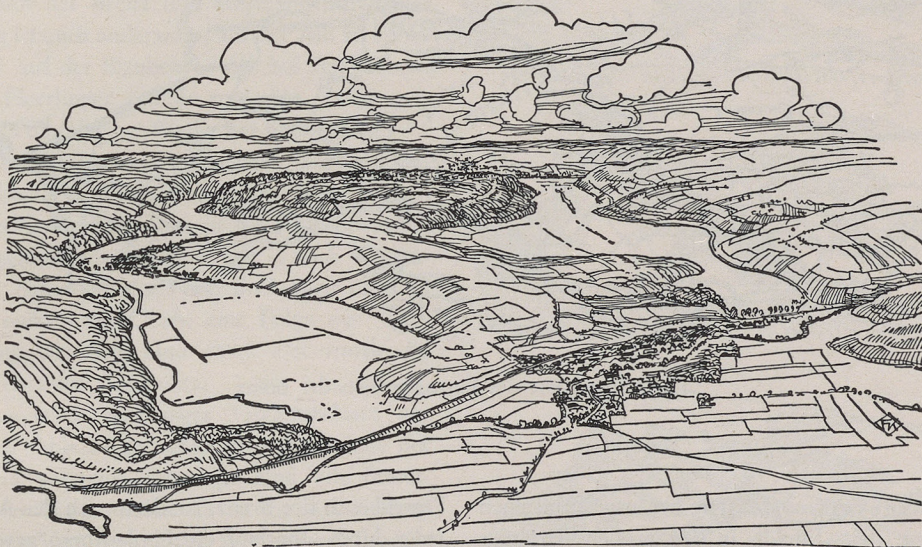
Mit dem Erscheinen der Urdonau ist die Flußgeschichte der Brenz mit der der Donau verbunden. Die ältesten Donauschotter mit Gesteinen aus dem Aare-Gotthard-Massiv (es war die Zeit der Aaredonau) liegen bei Tuttlingen in 900 m NN, bei Ulm in 615 m NN und bei Wittislingen an der Egau östlich Sontheim in 465 m NN. Im Raum Sontheim ist der Mündungsraum der Urbrenz in die Urdonau in 500 bis 510 m NN anzunehmen. Einwandfreie Donauschotter sind auf den Höhen um Sontheim bis heute noch nicht festgestellt, nur in wesentlich niedrigerer Lage, wo sie einem späteren Eintiefungsstadium entsprechen. Hingegen liegen Brenzsotter in etwa 500 m NN beim Sportplatz in Burgberg und im Waldgebiet zwischen Burgberg und Sontheim, die auf die oben erwähnte zweite geringe Plombierung des Brenztales unmittelbar nach dem Riesereignis hinweisen, und das war kurz vor dem Erscheinen der ältesten Donau. Während der Zeit der Aaredonau, wo die starke Ausräumung des Donautals stattgefunden hat, wird auch die Brenz eine entsprechend große Ausräumung erfahren haben. Dieser Vorgang erfolgte jedoch nicht stetig, sondern mit Unterbrechungen, die Folge von wohl schrittweisen Hebungen des Albkörpers. Die das Brenztal von Schnaitheim bis südlich Hermaringen in verschiedenen Höhen begleitenden Terrassenreste mit Schotterstreuung weisen darauf hin.

Nach dem Vorstoß des Neckars durch den Odenwald und seinem weiteren Vordringen nach S-SSO kamen nun auch die Jagst und der Kocher zum Zug. Denn bei der wesentlich tieferen Erosionsbasis Neckar-Rhein gegenüber der der Donau beschnitten sie durch rückwärtiges Einschneiden Zug um Zug das Einzugsgebiet der Urbrenz. Der Kocher war dabei wegen seines größeren Gefälles im Vorteil. Er erreichte zuerst den Aalener Raum, entriß der Brenz zunächst ihren Zufluß aus dem Jagstraum, den einstigen Oberlauf der Ureger und rückte dann weiter vor bis zur Wasserscheide oberhalb Königsbrunn.

Der Gesamtverlust des nördlichen Zubringergebiets hatte natürlich katastrophale Folgen für die nunmehr auf ihr derzeitiges Einzugsgebiet beschränkte Brenz. Bei dem geringen Gefälle – der Brenz verblieb ja nur noch ihr einstiger Unterlauf – war sie bei ihrer geringen Wassermenge nicht mehr imstande, den anfallenden Schutt weiterzuschaffen. Dazu kam, daß auch die Donau durch das Vordringen der Rhein-zubringer ebenfalls schwerste Einbuße erlitt, deshalb auch an Transportkraft verlor und infolgedessen im



9. Das Eifeld bei Bernau



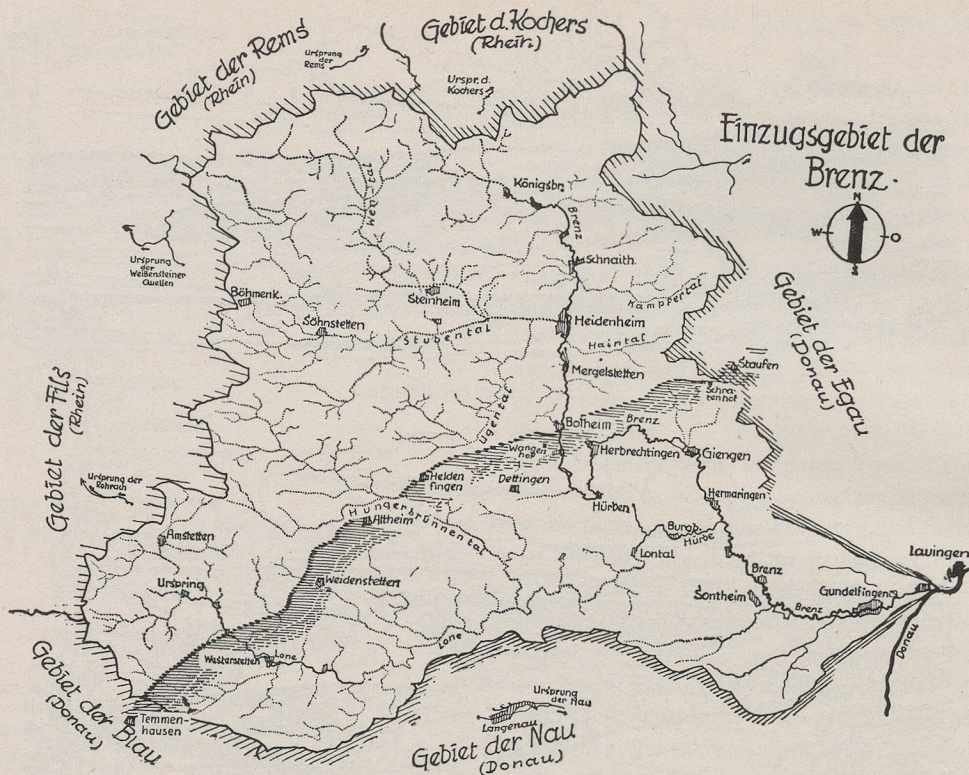
10. Der größte Umlaufberg der Brenz: Schloßberg – Stettberg – Kagberg

Sontheimer Raum mehr und mehr aufschotterte. Die Erosionsbasis der Brenz wurde dadurch erhöht, damit ihr Gefälle herabgesetzt und ihre Aufschotterung weiter begünstigt. Und noch ein weiterer wesentlicher Umstand kam hinzu: bei dem geringen Bodenbewuchs in den Kaltzeiten der Eiszeit häuften sich durch die Wirkung des Spaltenfrostes die Schuttmassen, in der sommerlichen Jahreszeit verwandelten sie sich in eine wassergetränkte breiartige Masse, die über dem Dauerfrostboden der Tiefe zu Tale floß. Das Brenztal wurde so mehr und mehr zu einem in seinem eigenen Schutt ertrunkenen Tal.

Aufschlußbohrungen in den Seewiesen in Heidenheim und an der Wasserscheide oberhalb Königsbronn ergaben eine Aufschotterung von 40 bzw. 50 m. Die Heidenheimer Bohrung zeigte folgendes: Bis 20 m außer Torf-, Ton- und Lehmlagen nur Kalkschutt, von da ab mehr oder weniger lehmurchsetzter Kalk-

schutt, oben nur wenig, in der Tiefe stärker kanten-gerundet; von 20 m ab eine mit der Tiefe zunehmende Beimengung von Quarzsand, zuunterst 30% Quarzsand und kleine Quarz- und Angulatensandsteingerölle, doch keine Kalkgerölle. Dieses Ergebnis berechtigt wohl zu der Annahme: die Urbrenz kam zur Zeit ihrer stärksten Ausräumung – es war wohl die Riß-I-Zeit – noch aus einer Keuperlandschaft mit einer Schwarzjuraestdecke im Raum Aalen–Abtsgmünd. Dann aber rückte der Kocher rasch nach Süden vor und raubte in relativ kurzer Zeit der Urbrenz den ihr bis dahin noch verbliebenen Rest ihres nördlichen Einzugsgebiets. Und die dadurch außerordentlich geschwächte Brenz konnte den in der Eiszeit anfallenden Schutt wohl noch ein wenig umlagern, indes nicht mehr weiterschaffen und deshalb auch nicht abrollen.

Abb. 8 zeigt den Brenzlauf mit seinen Umlaufbergen



11. Talnetzkarte des Einzugsgebiets der Brenz

aus der Eiszeit; einen modellartig herausgeschnittenen Umlaufberg, das „Eifeld“ in der großen Bernauer Schlinge, zeigt Abb. 9.

Der weitaus größte Umlaufberg bei Hermaringen ist der „Schloßberg–Stettberg–Kagberg“ (Abb. 10). Im Vordergrund ist Hermaringen. Die Brenz fließt vom Bildrand rechts durch Hermaringen zum Bildrand links, die Brenz in der Eiszeit floß rechts von Hermaringen durch das weite Tal nach hinten im Bild, umfloß den im Hintergrund liegenden bewaldeten dunklen Berg – es ist der Kagberg –, um dann durch das weite Tal ins heutige Brenztal zurückzukommen. Die mächtige Aufschotterung des Brenztales in der Eiszeit ermöglichte den Überlauf der Brenz über den Benzenberg (vorn rechts im Bild) und die Güssenburg verbindenden Weißjurafelsriegel. In der alten Oberamtsbeschreibung von 1840 steht: „Einen kleinen Wasserfall bildet der Fluß (die Brenz) bei den Mühlen oberhalb des letzteren Ortes (Hermaringen)“. Und heute wird diese 7 bis 8 m betragende Steilstufe durch ein Kraftwerk ausgenutzt. Dieser größte Umlaufberg der Brenz ist also erst in der jüngsten Eiszeit (der Würmzeit) nicht durch einen

Durchbruch der Brenz, sondern nach der Aufschotterung durch Überlauf ein Umlaufberg geworden. Er ist also der weitaus jüngste Umlaufberg der Brenz.

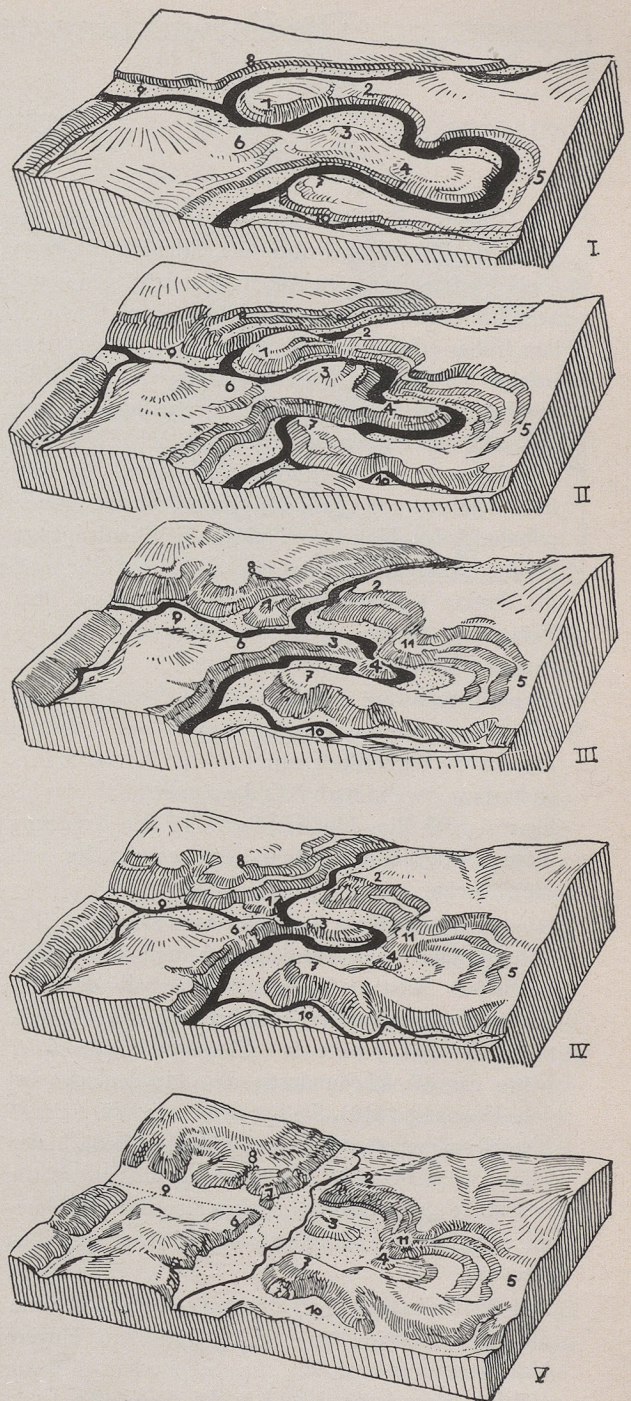
In einer weit nach W ausholenden Schlinge umfließt die Brenz im Eselsburger Tal den Buigen. Der Buigen wird zumeist als werdender Umlaufberg bezeichnet. Dieser Fall könnte nur eintreten bei einer weiteren Aufschotterung des Brenztales um etwa 10 bis 12 m, dann würde der Buigen in gleicher Weise wie der eben genannte Stettberg–Schloßberg–Kagberg durch Überlauf ein Umlaufberg werden.

Eine auffallende Erscheinung im Brenztal ist der wiederholte Wechsel enger und weiter Talstrecken. Dieser Gegensatz ist bedingt durch die unterschiedliche Gesteinsbeschaffenheit. In den Engen durchfließt die Brenz den widerständigen Massenkalk, die Talwände sind hier steil mit wenig Hangschutt und oft herausragenden Felsen. Die Weiten sind im leicht ausräumbaren Plattenkalk oder den Mergeln und haben deshalb flache Talwände mit viel Hangschutt. Das Gewässernetz der Brenz zeigt eine auffallende Asymmetrie (Abb. 11). Für gewöhnlich halbiert ein Fluß sein Einzugsgebiet. Die östlichen Seitentäler der

Brenz sind jedoch sehr kurz und die westlichen weit länger. So ist die Wasserscheide der Brenz zur Egau östlich Itzelberg 4 km vom Brenztal entfernt, die Wasserscheide zur Eyb westlich Heidenheim dagegen 12 km. Dieser große Unterschied in der Ausgestaltung der östlichen und westlichen Zubringertäler ist eine Folge der WO-Kippung des Albkörpers, die ja im Heidenheimer Kreis besonders groß ist (s. oben). Durch diese Schiefstellung wurde das Gefälle der westlichen Zuflüsse erhöht und dadurch ihr Einzugsgebiet nach W erweitert, während das der östlichen Zuflüsse vermindert und deshalb ihr Einzugsgebiet verkleinert wurde. So liegen 20% des Zubringergebiets östlich der Brenz und 80% westlich. Diese Erscheinung ist auch anderwärts auf der Alb zu beobachten, z. B. auf der Blaubeurer Alb bei den Nebentälern der Herrlinger Lauter und den Zubringertälern des Tiefenthal bei Weiler bei Blaubeuren. In diesem Zusammenhang noch einen Blick auf das Lonetal (Abb. 11). Von Amstetten bis Westerstetten hat es die SSO-Richtung – es ist die Abflußrichtung zum Molassemeer wie bei der Brenz –, nach Westerstetten und besonders dann bei Breitingen biegt es mehr und mehr nach O ab, eine Folge der WO-Schiefstellung der Alb. Und damit erst wurde die Lone ein Nebenfluß der Brenz.

Das überaus stark verzweigte Trockentalnetz der Brenz ist auf Abb. 11 zu sehen. Mit Ausnahme des obersten und untersten Lonetales sind alle Brenz-zubringertäler Trockentäler. Es ist die Auswirkung der intensiven Verkarstung der Weißjuraostal. Alle diese Täler sind jedoch einst durch fließendes Wasser geformt worden. Mit der zunehmenden Verkarstung sind sie dann von oben nach unten fortschreitend zu Trockentälern geworden. Und heute nimmt das Niederschlagswasser nur noch auf den unterirdischen Gerinnen seinen Weg und tritt in dem zutiefst eingeschnittenen Brenztal im wasserreichen Quellen und Quelltöpfen zutage.

Besonderer Beachtung wert ist noch das Werden der Landschaft im Stadtbereich von Heidenheim (Abb. 12). Drei Umlaufberge hat die Urbrenz aus dem Weißjuramassenkalk herausgeschnitten, als ältesten den „Ottilienberg“ (1), dann den „Kleinen Bühl“ (4) und als jüngsten den „Totenberg“ (3). Der auf Skizze I gezeichnete höchste und älteste Brenzlauf – etwa 80 m über der Brenztalsohle – ist aus der Zeit, wo die Brenz dem Molassemeer zufließt. Die Entstehung der drei Umlaufberge fällt erst in die Zeit, wo die Brenz in die Donau floß, dabei ist der Ottilienberg wohl noch zur Zeit der Aaredonau entstanden, die beiden andern hingegen erst in der Eiszeit.



12. Entwicklung der Landschaft um Heidenheim
 1. Ottilienberg – 2. Schmittenberg – 3. Totenberg –
 4. Kleiner Bühl – 5. Erbisberg – 6. Hellenstein –
 7. Siechenberg – 8. Galgenberg – 9. Stubental –
 10. Haintal – 11. Großer Bühl

Die Entwicklung der Stadt Heidenheim

Von Heinz Bühler

Der Talpaß von Kocher und Brenz ist einer der bequemsten Übergänge über die Schwäb. Alb vom Main-Neckar-Gebiet ins Alpenvorland. Wegen seiner ziemlich zentralen Lage im süddeutschen Raum ist ihm früher erhebliche Bedeutung zugekommen. Aber infolge der territorialen Entwicklung ist er an den Rand des württembergischen Staats gerückt und von den auf die Hauptstadt ausgerichteten Hauptverkehrslinien gemieden worden. Verhältnismäßig spät, in den Jahren 1864 bis 1876, hat er mit der Brenztalbahn Aalen-Ulm Anschluß an das Eisenbahnnetz erhalten, und erst der moderne Straßenverkehr weiß die direkte Verbindung von Norddeutschland über Würzburg – Aalen – Ulm zum Bodensee und ins Allgäu zu schätzen.

Ziemlich halbwegs zwischen Albtrauf und Südrand der Alb mündet ins Haupttal von W das Stubental ein, das die Verbindung zum Fils- und Neckartal herstellt, bzw. zweigt nach NO das Lindletal ab, das ins Egautal und Ries hinüberführt. An der Kreuzung dieser natürlichen Verkehrswege entwickelte sich Heidenheim.

Spuren menschlichen Lebens lassen sich hier über 100 000 Jahre zurückverfolgen. Mitten in der Heidenheimer Altstadt findet sich unterhalb der SO-Bastion des Schlosses ein Felsüberhang, die „Heiden-schmiede“ (so bereits bei Christoph Lindenmaier Mitte des 17. Jahrhunderts; als „Heydenloch“ bei Joh. Hornung 1618). Sie hat schon zur Würmeiszeit Neandertalmenschen als Unterschlupf gedient. In den Jahren 1930 bis 1940 sind dort viele altsteinzeitliche Faustkeile und Breitklingen neben Knochen von Mammut, Fellnashorn, Rentier und Wolf ausgegraben worden.

Seit der Hallstattzeit (etwa 800 bis 400 v. Chr.) war die engere Umgebung Heidenheims ohne längere Unterbrechung besiedelt. Im Scheiterhau 1,5 km westlich Mergelstetten und in den Seewiesen 1 km südlich Schnaitheim fanden sich Gruppen von Grabhügeln, aus denen prächtige Tongefäße geborgen wurden; und am NW-Hang des Heidenheimer Siechenbergs stieß man auf Siedlungsreste jener Periode. Aus der folgenden Latènezeit stammen die Schanzen im Lehrhau 2,5 km östlich Mergelstetten und im Röserhau 4,5 km nordöstlich Schnaitheim.

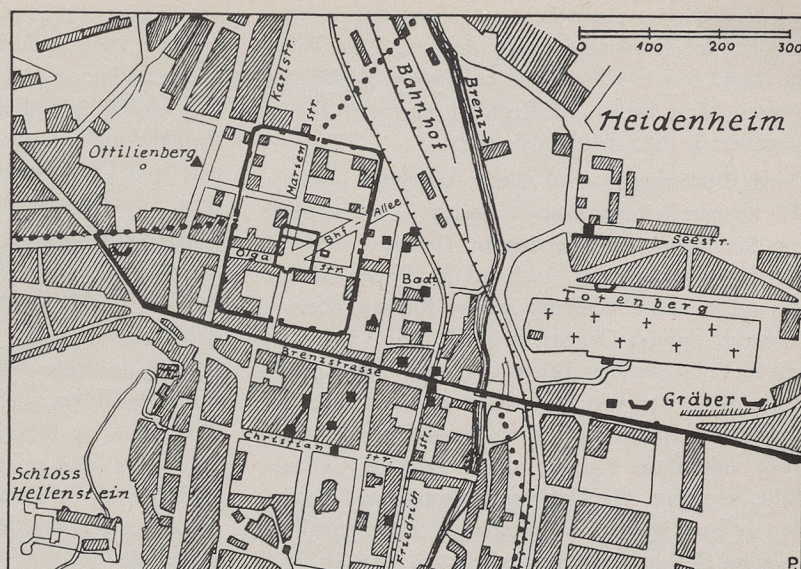
Träger jener Kulturen waren die Kelten, auf die auch der Name der Brenz zurückgeht.

Um 75 n. Chr. wurde der Bezirk dem Imperium Romanum eingegliedert. Um den Winkel zwischen Rhein und Donau abzuschneiden, rückten römische Truppen von S auf die Alb vor und sicherten sie durch Kastelle. Bei Heidenheim, in der Talsohle zwischen Ottilienberg und Totenberg, wurde ein Kastell erbaut, das nach der Peutingerschen Straßenkarte „Aquileja“ hieß. Mit 270 × 195 m war es eines der größten im Dekumatland, Garnison einer Reitertruppe von 1000 Mann. Es nahm das Geviert zwischen Paulinenstraße – Karlstraße – Brenzstraße und Bahnhofsplatz ein. Kürzlich wurden die Apsis des Prätoriums und ein Turm des Südtores freigelegt. Südlich und südöstlich vom Kastell schloß sich eine römische Bürgersiedlung an. Jenseits der Brenz, am Südhang des Totenbergs, lag der römische Friedhof. Als mit der Vorverlegung der Grenze um 150 n. Chr. die Besatzung nach Aalen kam, blieb unser Ort Etappenstation und wichtiger Knotenpunkt. Denn den natürlichen Verkehrslinien folgend, strahlten nach allen Seiten Straßen aus. Im Talzug verlief die Verbindung von Günzburg über Aquileja nach Aalen; durch das Stubental kam eine Straße vom westlichen Nachbarkastell Urspring und führte weiter nach NO zum Kastell Oberdorf am Ipf. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts wurde eine Verbindungsstraße vom Rhein zur Donau ausgebaut, die über Cannstatt durchs Filstal und die Messelsteige heraufführte, bei Söhnstetten in die Stubentalstraße mündete und über Aquileja nach Faimingen an der Donau verlief. Auf dieser Straße hat sicher ein lebhafter Durchgangsverkehr geherrscht.

Der Alemannensturm um 259/260 machte der Römerherrschaft im Bezirk ein Ende. Nach den jüngsten Ausgrabungen darf man annehmen, daß das Kastell damals ausgebrannt ist; doch die weitere Geschichte des Platzes zeigt, daß die Zerstörung nicht nachhaltig gewesen sein kann.

Die Alemannen haben sich nicht gleich nach der Eroberung hier angesiedelt, denn solange die Römer sich noch an der Donau behaupteten, war unsere Gegend ein unsicheres Grenzland. Erst nachdem sie um 450 das Gebiet zwischen Iller und Lech den

Stadtplan von Heidenheim
aus dem Jahr 1844
mit ein-
gezeichnetem Römerkastell.
Nach O. Paret,
Württemberg in vor-
und frühgeschichtlicher Zeit,
1961.



Alemannen überlassen hatten, traten ruhigere Verhältnisse ein. Unser Bezirk wurde nun offenbar vom Donautal her besiedelt.

Die ersten Siedler ließen sich auf den fruchtbaren Ebenen der Flächenalb nieder und machten halt am „Kliff“, dem als Geländestufe ausgeprägten tertiären Meeresstrand; denn die anschließende Kuppenalb war überwiegend bewaldet und hätte erst gerodet werden müssen. Nur im Brenztal selbst stießen sie bis ins Talbecken von Aquileja vor und siedelten sich dort an. Von hier stammen die frühesten alemannischen Bodenfunde der Gegend, nämlich aus der Zeit um 500. Sie fanden sich mitten im römischen Friedhof am Südhang des Totenbergs, und jüngere Funde beweisen, daß derselbe Begräbnisplatz bis gegen 700 weiterbenutzt wurde. Später bestattete man ganz in der Nähe bei der oben auf dem Totenberg gegründeten Pfarrkirche St. Peter. Wir haben so den gewiß nicht häufigen Fall, daß der römische Begräbnisplatz von den Alemannen bis zur Christianisierung weiterbenutzt und auch danach im wesentlichen dasselbe Gelände als christlicher Friedhof bis heute behalten wurde.

Beachtet man weiter, daß das mittelalterliche Dorf, das doch wohl aus dieser Alemannensiedlung hervorging, im Gelände der römischen Bürgersiedlung lag, nämlich beiderseits der Brenz- und nördlichen Friedrichstraße, so muß man annehmen, daß die Alemannen auch den Wohnplatz von den Römern übernommen haben.

Der Name dieser Alemannensiedlung aus der Zeit um 500 ist nicht bekannt. Daß er „Heidenheim“

gelaute habe, ist sehr unwahrscheinlich: weder das Grundwort „-heim“ noch das Bestimmungswort „Heiden“, althochdeutsch „heidan“, passen in jene frühe Zeit. Man müßte eher einen Namen vom Typus „-ingen“, wie z. B. Hermar-ingen, erwarten.

Der Name „Heidenheim“ wird nur aus der Siedlungsgeschichte des Bezirks verständlich: Die „-heim“-Orte des Bezirks liegen fast durchweg nördlich des „Kliffs“ in einem größtenteils erst in der Ausbauzeit gerodeten Gebiet. Sie sind damit eindeutig jünger als die in die Landnahmezeit um 500 gehörigen „-ingen“.

Die Lage der „-heim“-Orte zueinander deutet auf planmäßige Gründung hin; sie gruppieren sich um einen Mittelpunkt, nämlich „Heidenheim“, und stehen offenbar in Beziehung zu den von dort ausstrahlenden römischen Straßen. Steinheim im W, Nattheim im O, Bolheim im S liegen vom Mittelpunkt je etwa 7 km, Schnaitheim im N nur halb soweit entfernt. Es handelt sich um ein einheitliches Siedlungssystem.

In der Namengebung ist gleichfalls ein Schema zu erkennen: „Stein“ und „Bol“ bezeichnen die Lage der Siedlung am Stein(hirt) bzw. auf einem Hügel; „Sneite“ weist auf eine Schneise im Wald. Man benannte die Siedlungen einfach nach Geländeeigenheiten. Entsprechendes dürfte auch für „heidan“ gelten: es drückt den Gegensatz zu „christiāni“ aus und hat einen Sinn erst zu einer Zeit, in der christliches Denken allgemein verbreitet war.

Alle genannten Gesichtspunkte deuten auf planmäßige Kolonisation in der Ausbauzeit, und zwar

kolonisierte so systematisch nur ein mächtiger Herr, nämlich der fränkische Staat, der auf diese Weise das Land fest in seine Hand bekommen wollte. Am ehesten käme hierfür die Regierungszeit des Königs Dagobert I. (625–639) in Betracht.

Durch Bodenfunde wird diese Annahme gestützt: Wir kennen Reihengräber des frühen 7. Jahrhunderts von Steinheim und Schnaitheim, vielleicht auch von Nattheim und Bolheim. Auch auf dem Boden Heidenheims hat man ein zweites großes Reihengräberfeld entdeckt, das im Gegensatz zu dem am Totenberg erst im 7. Jahrhundert belegt wurde und somit gleichzeitig mit denen von Steinheim und Schnaitheim ist. Es befindet sich zwischen Brenz- und Christianstraße, dicht südlich des Kastells; daher liegt der Gedanke nahe, es müsse eine Beziehung zum Kastell bestanden haben, sei es, daß dieses der neuen Siedlung lediglich Rückhalt geboten, sei es, daß es einer fränkischen Milizeinheit, welche den Albübergang sichern sollte, als Stützpunkt gedient hat. Einzelfunde aus dem Kastell selbst sprechen dafür, daß es um jene Zeit benützt worden ist. Auf jeden Fall ist durch dieses Reihengräberfeld eine zweite frühmittelalterliche Siedlung auf dem Boden Heidenheims nachgewiesen. Unter den Funden aus diesem Gräberfeld verdient eine kostbare goldene Gewandscheibe mit kunstvollen Schlangenornamenten und eingelegten Steinen Beachtung, Grabbeigabe einer vornehmen Dame, und dies läßt vermuten, daß im 7. Jahrhundert hier ein vornehmes Geschlecht seinen Sitz hatte, dem vielleicht eine führende Rolle in dem erwähnten Siedlungsverband zukam.

Auf diese Siedlung des 7. Jahrhunderts paßt der Name „Heidan-hein“. Er bezeichnet die Siedlung bei dem römisch-heidnischen Mauerwerk. Als „Heidanheim“ ist er im späten 8. Jahrhundert für die Schwesterstadt am Hahnenkamm überliefert. Die älteste Originalurkunde über unseren Ort von 1216 hat bereits „Heidenheim“. Die Erklärung vom römisch-heidnischen Ursprung des Namens gab schon um 1650 Christoph Lindenmaier.

Demnach wäre der Name „Heidenheim“ zunächst einer im 7. Jahrhundert im Anschluß an das Kastell gegründeten (Militär-)Siedlung zugekommen, doch nicht viel später – infolge Verschmelzens dieser Siedlung mit der älteren Alemannenniederlassung an der Brenz – auch auf diese übertragen worden und hätte deren ursprüngliche, unbekannte, Bezeichnung verdrängt.

Ein drittes Gräberfeld in der unteren Steinstraße am Südhang des Siechenbergs scheint etwas jünger als

die vorgenannte zu sein, gehört aber noch ins 7. Jahrhundert. Die zugehörige Siedlung darf man aus der Flurbezeichnung „Niederhofen“ erschließen, die an dem südlich anschließenden Gelände zwischen Siechenberg und Eisenberg haftet. Der Name deutet auf eine von Heidenheim aus gegründete Tochttersiedlung. Diese muß schon im hohen Mittelalter abgegangen sein, denn 1336 werden lediglich Äcker „hinter dem Stein im Niederhofer Tal“ erwähnt – gemeint ist das Heintal; von der Siedlung selbst ist nie die Rede.

Als seit der Mitte des 7. Jahrhunderts die fränkische Reichsgewalt erschlaffte, büßte Heidenheim die Stellung, die es in römischer und offenbar auch in merowingischer Zeit gehabt hatte, ein. Es wird in den nächsten Jahrhunderten kaum erwähnt. Seit der endgültigen Unterwerfung Alemanniens durch die Karolinger um 746 tritt *Herbrechtingen* in den Vordergrund. Es erscheint um 774 als Königsgut und Vorort des „comitatus Hurnia“; wenig später als von der Abtei Saint-Denis abhängiges Kloster und somit kirchlicher Mittelpunkt der Gegend. 1046 ist es Aufenthaltsort König Heinrichs III. und 100 Jahre später staufisches Kloster, das von Kaiser Friedrich I. 1171 reformiert wird.

Ab 1171 wendet der Kaiser jedoch sein Interesse *Giengen* zu, das schon im 11. Jahrhundert Hochadelsitz – vielleicht Mittelpunkt einer Grafschaft – gewesen ist und nun unter den Staufern seinen Aufschwung nimmt, bis es 1279 als Stadt erscheint.

Heidenheim bleibt in dieser Zeit völlig im Schatten jener Nachbarorte. Das mittelalterliche Dorf wird erstmals zwischen 750 und 802 erwähnt, als ein gewisser Rathpraht dem Kloster Fulda sein Gut in Heidenheim schenkt. Im 10. oder 11. Jahrhundert gibt ein Laie namens Grifo eine Hube ans Augsburger Hochstift, und 1108 überträgt Frau Luitgard – sie ist neuerdings als Tochter Herzog Bertholds II. von Zähringen, Gemahlin Gottfrieds von Calw angesprochen worden – zwei Mansen in Heidenheim an Kloster Blaubeuren. Letztere scheinen später an Kloster Anhausen gekommen zu sein. Näheres über das Dorf erfahren wir erst im 14. und 15. Jahrhundert. Es lassen sich 48 Hofstätten ermitteln. Den Kern bildeten einige größere Bauerngüter. Sie gingen von verschiedenen Grundherren zu Lehen: sechs halbe Höfe wurden von der Ortsherrschaft verliehen, drei Güter zinsten dem Abt von Anhausen, und je ein Lehen gehörte den Klöstern Herbrechtingen, Königsbronn und Ellwangen. Das stattlichste Gut war der Widumhof der Pfarrei. Neben diesen geschlossenen



Alt-Heidenheim von der Morgenseite. Kupferstich eines unbekannten Künstlers um 1700

grundherrlichen Gütern finden wir viel Ackerland in Eigenbesitz. Wohl zu jeder Hofstatt gehörten wenigstens einige eigene oder lehenbare Äcker, oft jedoch nicht so viel, daß die Inhaber davon hätten leben können; sie mußten dann noch einer gewerblichen Tätigkeit nachgehen.

Kirchlicher Mittelpunkt des Dorfes war St. Peter auf dem Totenberg, unweit des römisch-alemannischen Begräbnisplatzes. Das Patrozinium läßt darauf schließen, daß die Kirche wohl im 8. Jahrhundert gegründet worden ist. 1323 erhielt sie durch einen Ablassbrief Bedeutung als Wallfahrtskirche. An der Ostmauer des damals viel kleineren Friedhofs stand eine St. Michaels-Kapelle, später Beinhaus, und unten im Dorf, nahe der Brenz im Piltz'schen Anwesen, eine Liebfrauen-Kapelle.

Zu Heidenheim gehörte auch die Brunnenmühle weit unterhalb des Dorfes am rechten Ufer der Brenz, die 1333 erwähnt wird.

Das Dorf wurde jedoch im Reichskrieg gegen Bayern 1462 völlig zerstört. Das heutige Heidenheim ist also nicht aus diesem Dorf hervorgegangen, sondern aus einer Ansiedlung am Fuße des Hellenstein. Auf dem

Hellenstein war nämlich in der frühen Stauferzeit eine Burg erbaut worden, welche die Straßen zu sichern hatte. Ihr erster bekannter Inhaber ist „Tegenhardus de Haelenstein“. Er erscheint 1150 auf einem Hoftag König Konrads III. in Langenau und ist bis 1182 häufig in der Umgebung Kaiser Friedrichs I. anzutreffen, u. a. 1161/62 in Italien. (Er ist auch an der Reform des Herbrechtinger Stifts 1171 beteiligt.) Obwohl adeligen Standes (*vir nobilis*), steht Degenhard in einem Dienstverhältnis zum Kaiser, der ihn zum „Procurator“ aller Königsgüter in Schwaben macht. Es ist also wahrscheinlich, daß er Hellenstein samt Heidenheim nicht als Eigengut, sondern vom Kaiser zu Lehen gehabt hat. 1312 wird Hellenstein tatsächlich als „castrum Imperii“ (Reichsburg) bezeichnet, und noch jahrhundertlang gelten Hellenstein und Heidenheim als „Lehen vom Reich“. Dies wird auch für das 12. Jahrhundert zutreffen.

Die Burg Hellenstein war das Bindeglied zwischen dem staufischen Kernland um Schwäb. Gmünd und Göppingen einerseits und den von Friedrich I. erworbenen Besitzungen um Giengen, Gundelfingen und Lauingen andererseits; über Heidenheim lief auch die

Verbindung von Ulm ins krongutreiche Ries. Daher dürfte die Burg für die staufische Reichslandpolitik wichtig gewesen sein.

Dies war wohl die Voraussetzung dafür, daß sich unter dem Hellenstein, nicht weit vom Dorf an der Brenz entfernt, eine Burgsiedlung entwickeln konnte, der Kern des heutigen Heidenheim. Die Konkurrenz des benachbarten Giengen sowie häufiger Wechsel der Orthserrschaft hemmten jedoch ihre stetige Entwicklung.

Nachweislich seit 1251 waren Hellenstein und Heidenheim in Händen der Herren von Gundelfingen, die sich auch „von Helenstein“ nannten. Sie behandelten Hellenstein wie Familiengut, denn um 1273 wies die Witwe Ulrichs d. J. die Burg ihrem Bruder, dem Markgrafen von Burgau, zu. König Rudolf (1273/1291) scheint das Lehen wieder an sich gezogen zu haben; 1292 wird nämlich ein Vogt auf Hellenstein erwähnt aus dem damals in Heidenheim ansässigen Geschlecht der Vetzer, und um die Jahrhundertwende haben die Herren von Weinsberg die Pflugschaft von „Heilstein und Haidenheim“ inne. Danach diente die Burg mit Zubehör als Pfandobjekt. König Albrecht versetzte sie um 1303 an Rechberg. Ludwig d. Bayer löste das Pfand zwar 1333 ein, aber nicht für das Reich, sondern für seine Hausmacht; dies zeigt sich im Landsberger Vertrag von 1349, wo Ludwigs Söhne Hellenstein und Heidenheim als vom Vater überkommenes Hausgut betrachtet haben. Inzwischen hatte Ludwig d. Bayer Hellenstein und Heidenheim wie auch Giengen den Grafen von Helfenstein verpfändet. Als nun Karl IV. zum Gegenkönig erhoben wurde, schlugen sich die Helfensteiner auf seine Seite und erreichten, daß er ihnen in Prag am 21. Mai 1351 die Pfandschaft der „Burgen und Städte Giengen, Hälenstein und Haydenhain“ bestätigte. Und da Karl gefunden hatte, daß die Pfandsumme von 24 000 Gulden höher sei als der Wert der Pfandobjekte und keiner seiner Nachfolger am Reich wohl in die Lage käme, sie auszulösen, überließ er sie den Helfensteinern als Erblehen. Damit war Heidenheim endgültig landesherrlich geworden.

Seit dem frühen 14. Jahrhundert erfahren wir, wie die Burgsiedlung ausgesehen hat. 1333 wird das „Nidere Thor“ (Untere Tor) erwähnt; 1335 ist die Rede von Gärten „hinder der Stat . . . an dem Graben“, womit der Wedelgraben gemeint ist, der die Altstadt im O begrenzte; damals gab es auch schon eine Nikolaus-Kapelle, von welcher 1397 gesagt wird, sie liege „innerhalb der Mauer . . . am Fuß des

(Schloß-)Bergs“ – es ist die heutige Michaelskirche. Diese Angaben genügen, um die Burgsiedlung im Grundriß zu rekonstruieren. Sie erstreckte sich vom Oberen Tor, das östlich der Michaelskirche am Eugen-Jaekle-Platz stand, rund 230 m weit nach S, wo bei der Schloßapotheke das Untere Tor gesucht werden muß. Im W schmiegte sie sich an den Schloßberg an und im O war sie vom Wedelbett begrenzt, das hier als Stadtgraben diente. Das Straßensystem ist leiterförmig angelegt, d. h. die breite Vordere Gasse, die später als Marktstraße gedient hat, verläuft als Längsachse von Tor zu Tor; von ihr zweigt nahe beim Oberen Tor die Hintere Gasse ab, um in flachem Bogen beim Unteren Tor wieder in die Vordere Gasse einzumünden. Sonst sind nur schmale Quergäßchen vorhanden.

Die Siedlung ist planmäßig angelegt nach dem Schema der zweitorigen Stadanlage. Mit Toren, Graben, Mauern bzw. Erdbefestigungen machte sie einen wehrhaften Eindruck; und so galt sie bei den Bewohnern, die sich wegen der schützenden Befestigungen hier niedergelassen hatten und stolz „Bürger“ nannten, als „Stadt“ (1335). Die Urkunde Karls IV. von 1351 verwendet den Ausdruck „civitas“.

Trotz der äußeren Merkmale der Stadt und deutlich erkennbarer Anfänge städtischer Selbstverwaltung – 1346 ist vom Bürgerausschuß der „Zwölfer“ die Rede – fehlte aber dem Platz etwas Entscheidendes zur Stadtfreiheit, nämlich das Marktrecht. Ohne dieses war Heidenheim lediglich ein befestigtes Dorf. Doch am 16. August 1356 erlaubte Karl IV. dem Grafen Ulrich d. J. von Helfenstein, „daz er uz seinem Dorff ze Heydenheim ainen Markte machen und ufrichten müge“, der alle Freiheit, Gnade, Recht und Gewohnheit haben sollte wie andere Märkte. Ein aus der Zeit um 1600 stammendes Stadtsiegel zeigt neben der Umschrift „S. CIVIUM. IN. HAI-DENHAIM“ die Jahreszahl „1356“; seither also gab es in Heidenheim eine autonome Stadtgemeinde.

Heidenheim stand noch immer hinter Giengen zurück, das Mittelpunkt der helfensteinischen Besitzungen im Brenztal geworden war. Aber nachdem sich Giengen im Städtekrieg 1378 die Reichsunmittelbarkeit erkaufte hatte, änderte sich dies. Jetzt wurde Heidenheim Verwaltungsmittelpunkt der „Herrschaft“, die Helfensteiner übersiedelten auf den Hellenstein, und Giengen wurde allmählich von Heidenheim überflügelt.

Die Helfensteiner wandten der neuen Residenzstadt ihre besondere Fürsorge zu. Sie förderten das kirchliche Leben, indem sie der Pfarrei den Großzehnten



„Heidenheim samt der Berg-Feste Höllenstein“. Stich von Friedrich Weber (1765–1811)

schenkten, damit der Pfarrer einen Helfer anstellen konnte; Gräfin Anna stiftete eine Frühmeß-Pfründe in die Nikolaus-Kapelle in der Stadt (1400) und eine eigene Pfründe in die Kilians-Kapelle auf der Burg (1405).

Sie bemühten sich um den Heidenheimer Markt: Laut Privileg von 1356 durfte jeden Samstag Wochenmarkt abgehalten werden; schon damit war der Heidenheimer Markt vor den jährlich stattfindenden Krämer- und Viehmärkten in Steinheim, Gerstetten, Herbrechtingen und Dettingen begünstigt. Graf Johann erwirkte 1434 von Kaiser Sigismund ein Privileg für einen zweiten Wochenmarkt am Mittwoch und drei Jahrmärkte. In friedlichen Zeiten hätte dies der Stadt Auftrieb als Handelsplatz geben können. Aber in den Wirren um die Mitte des 15. Jahrhunderts war das Brenztal Kriegsschauplatz und der Handel kam zum Erliegen. Damals wurde das Dorf an der Brenz zerstört (1462), und die Stadt selbst wechselte zweimal den Herren: sie wurde 1448 württembergisch und fiel schon 1450 an Bayern. So sah sich der neue Landesherr, Herzog Ludwig von Bayern, 1468 veranlaßt, das Privileg Sigismunds zu bestätigen, weil die Bürger „solche Freiheit und Gnad der mercklichen Krieg und schwehren Läufl halben, so etwoviel Jahr gewesen sein, nicht gebraucht“ hatten. Er er-

laubte 1471 der Gemeinde, von jedem Wagen oder Karren mit Wein oder anderem Kaufmannsgut einen Pflasterzoll zu erheben; damit verband er die Auflage, die Straßen zu pflastern, Brücken zu den beiden Stadttoren aufzurichten und diese zu befestigen und instand zu halten.

Unruhige Zeiten waren auch dem Wachstum der Bevölkerung nicht günstig. Schon in den Pestjahren seit der Mitte des 14. Jahrhunderts scheint die Einwohnerzahl zurückgegangen zu sein, so daß ein Teil der Dorfbewohner ins Städtchen in freigewordene Wohnungen gezogen, noch ehe das Dorf vollends zugrunde gegangen ist. Dort liegen um 1463 alle Hofstätten wüst bis auf sieben, und wenig später ist auch das letzte Haus verschwunden.

Die Häuserzahl des Städtchens wird damals mit 70 angegeben. Aus späteren Quellen ergibt sich ihre Lage: an der Vorderen Gasse mit Seitengäßchen standen 48 und an der Hinteren Gasse 22 Gebäude. Da das Städtchen schon um 1335 dieselbe Ausdehnung hatte, dürfte für damals auch etwa dieselbe Häuserzahl, also rund 70, anzunehmen sein.

Von 1335 bis 1463 sind also die Häuserzahl und somit wohl auch die Bevölkerung des Städtchens ziemlich unverändert geblieben; im selben Zeitraum ist aber das Dorf mit seinen Bewohnern verschwunden.

Nach Abgang des Dorfes war den Bürgern der Weg zur Pfarrkirche St. Peter zu unbequem geworden, weshalb laut Äußerung des Rats „der Gotzdienst und alle Sacrament“ in die Nikolaus-Kirche in der Stadt übertragen wurden.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist die Bevölkerung wieder angewachsen. Damals dürfte in Verlängerung der Vorderen Gasse die „Untere Stadt“ gebaut worden sein. 1492 wird nämlich erstmals das Mittlere Tor erwähnt, das am Ende der Pfluggasse gegen den Wedelgraben stand, unweit des seitherigen Unteren Tors. Das neue Untere Tor aber wurde etwa 100 m weiter nach S gerückt, wo nunmehr ein massiger Turm die Untere Stadt abschloß. In der erweiterten Stadt lassen sich für 1526 82 Gebäude ermitteln und um 1556 sind es 100.

Infolge des Bayerischen Erbfolgekrieges war Heidenheim 1504 für dauernd an Württemberg gekommen – abgesehen von der Ulmischen Pfandherrschaft 1521 bis 1536 und der Zugehörigkeit zu Bayern 1635 bis 1648. Die räumliche Trennung vom übrigen Staatsgebiet ließ aber das Städtchen nicht so recht zum Aufblühen kommen, und die Reformation, die von Ulm eingeleitet und ab 1536 von Württemberg entschieden durchgeführt worden war, lockerte die seither vielfältigen Beziehungen zum katholisch gebliebenen Hinterland an der Donau. So suchte der Staat wiederholt mit Sonderrechten und Begünstigungen zu helfen. Besonders Herzog Friedrich I. (1593–1608) nahm sich seiner „Herrschaft Heidenheim“ an. Er ließ die Burg Hellenstein, die nach einem Brand (1530) unter Herzog Ulrich wieder aufgebaut worden war, um den Nordflügel von der Schloßkirche bis zum Altanbau erweitern und durch eine Hochdruckleitung von der Brunnenmühle mit Wasser versorgen – eine technische Leistung! Hellenstein war nun landesfürstliche Nebenresidenz.

Herzog Friedrich kaufte 1598 die hiesigen Eisenwerke zurück und nahm sie in staatliche Regie. Auch erwarb er 1607 von Ulm die Zölle in der „Herrschaft“ und namentlich in der Stadt. „Zur Anzeigung besonderer Gnad“ gewährte er 1599 einen vierten Jahrmarkt, wöchentlich einen Garnmarkt und einen Weinmarkt, damit alle Wirte in der „Herrschaft“ dort ihren Wein kauften; ferner einen Roß- und Viehmarkt, der in der Fastenzeit und im Herbst je an vier Montagen abzuhalten war, sowie das Recht, Salz zu handeln. Hausieren wurde bei Strafe verboten; Lebensmittel durften nur auf dem Heidenheimer Markt gehandelt werden, und Kramläden sollten nur die Bürger der Stadt halten. Alle Frucht sollte auf dem Heiden-

heimer Fruchtmarkt verkauft und alles Holz in der Stadt gehandelt werden. Auch durfte keine Wolle verkauft werden, ohne daß sie in Heidenheim gegen eine Gebühr gewogen war.

Salzhandel und Fruchtmarkt sind neben dem Pflasterzoll für die Stadt recht einträglich gewesen.

Mit diesen Maßnahmen hängt ein rasches Anwachsen der Bevölkerung und der Häuserzahl zusammen. 1614 zählte man in der Stadt 152 Gebäude, darunter etwa 35 in der Unteren Stadt und 19 an der Halde unter dem Schloß neu erbaute Häuslein. Da innerhalb der Mauern bald kein Platz mehr war, ging man mit Genehmigung des Herzogs daran, Vorstädte zu bauen.

Vor dem Oberen Tor (Eugen-Jaekle-Platz) waren im 15. Jahrhundert einige Häuser gestanden, aber im Krieg 1462 abgerissen worden. 1492 steht dort der erste Neubau und 1526 sind es fünf Häuser am Bach, am Brunnen und an der Schnaiter Gasse (Schnaitheimer Straße), die Anfänge der Oberen Vorstadt. Danach nahm die Zahl der Gebäude rasch zu; 1614 waren es 42, darunter der Widumhof an der Zangeroder Galgengasse (Bergstraße). Damit kündigt sich die künftige Ausdehnung der Stadt nach NW an.

1601/02 wurden Bauplätze vor dem Mittleren und vor dem Unteren Tor verkauft. Hieraus erwuchsen die Mittlere und die Untere Vorstadt, die 1614 bereits 8 bzw. 19 Häuser zählten. Mit dem Bau der Unteren Vorstadt ergab sich die Notwendigkeit, das Untere Tor, das man zugemauert hatte, wieder aufzubrechen.

In der Stadt wurde 1621/22 die alte Nikolaus-Kapelle, nun Michaelskirche, durch Anbau eines Querflügels erweitert, so daß eine Winkelhakenkirche nach dem Muster von Schickhards Stadtkirche in Freudenstadt entstand.

Für 1614 zählte man insgesamt 221 Gebäude in dem nach allen Seiten über seine Mauern hinausgewachsenen Heidenheim. Man hätte mit einer stetigen Weiterentwicklung rechnen dürfen, wären nicht Stadt und Amt vom Dreißigjährigen Krieg ab 1634 aufs schwerste betroffen worden. Nach der Nördlinger Schlacht (6. September 1634) erschienen die Kaiserlichen und Spanier vor Heidenheim. Die Besatzung des Schlosses leistete Widerstand; dafür brannten die Sieger die Vorstädte nieder, zerstörten Papiermühle und Eisenwerke sowie die kunstvolle Wasserleitung zum Schloß und plünderten die Stadt, die zwar unversehrt blieb, aber mit Flüchtlingen aus der Umgebung vollgestopft war. Bald gingen die Lebens-

mittel zur Neige, die Pest brach aus und wütete 16 Monate lang. Laut Heidenheimer Totenbuch sind 1634 an der Seuche hier 687 Menschen gestorben, 447 aus der Stadt, 240 aus benachbarten Orten. Bis Ende 1635 starben weitere 241 Heidenheimer. Im Jahre 1652 zählte man nur noch 97 wehrfähige Männer, gegenüber 273 vor Ausbruch der Pest. Die Zahl der Häuser ging auf 112 zurück.

Hatten die Jahre der bayerischen Herrschaft (1635 bis 1648) der Bürgerschaft gewisse Erleichterungen gebracht, so dauerte es nach Friedensschluß noch Jahrzehnte, bis die Verluste der Bevölkerung ausgeglichen und die zerstörten Gewerbebetriebe neu aufgebaut waren.

Im 18. Jahrhundert bahnt sich bereits die Entwicklung Heidenheims zur modernen Industriestadt an.

Grabungen im römischen Kastell in Heidenheim

Von Hartwig Zürn

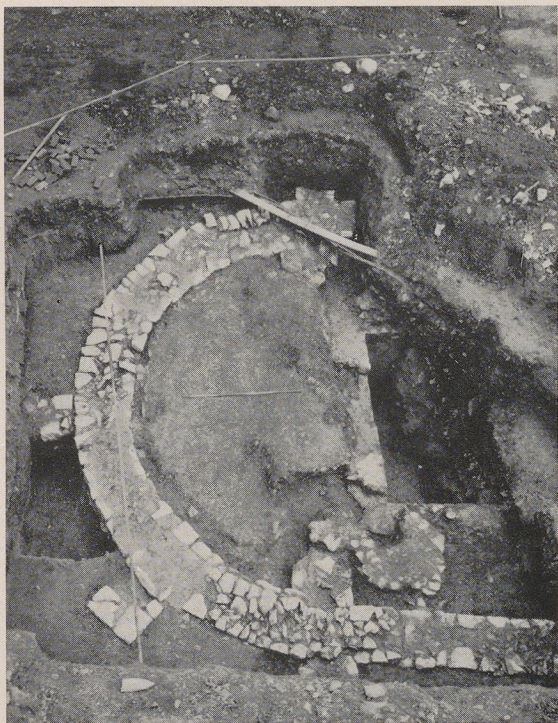
Das römische Kastell in Heidenheim ist in den Jahren 1896 und 1897 durch den Heidenheimer Forstmeister Prescher mit Mitteln und im Auftrag der Reichslimeskommission untersucht worden¹. Die Grabungen beschränkten sich damals auf Feststellung des Umfangs des Kastells und des Stabsgebäudes (principia). „Von eingehenderen Untersuchungen glaubte die Kommission in dem mit Häusern und Gärten überzogenen Terrain absehen zu sollen,“ ist im Bericht der Reichslimeskommission zu lesen². Jede sich bietende Gelegenheit war daher willkommen, um weitere Einzelheiten zum Kastell zu erfahren, da größere Plangrabungen wegen der völligen Überbauung des Kastells heute unmöglich sind. Als daher der schon lange bestehende Plan akut wurde, eine Durchbruchstraße von der Olga- zur Brenzstraße zu bauen, die über die Apsis der principia und das Südtor des Kastells hinweg führen sollte, war es ein besonderes Anliegen des jüngst verstorbenen Kreispflegers der Abteilung Bodendenkmalpflege, Herrn Dr. Werner Walz, Heidenheim, diese Bauarbeiten zu benutzen, um die beiden Objekte freizulegen und zu untersuchen.

Vom Lagerheiligtum (sacellum) im Stabsgebäude wußte man, daß es eine Apsis besaß. Sie war infolge Erkrankung Forstmeister Preschers von dessen Sohn im Winter 1897/98 freigelegt worden, war aber vom archäologischen Dirigenten der Reichslimeskommission nicht besichtigt worden, so daß keine eingehenderen Berichte darüber vorliegen. Das Südtor des Kastells konnte durch Prescher gar nicht untersucht werden. Doch hat man den östlichen Turm des Tores im Jahre 1899 beim Bau des Gebäudes Brenzstraße 19 gefunden³.

In zwei vom 2. bis 13. Oktober 1961 und vom 21. März bis 18. April 1962 dauernden Grabungen konnte die Abteilung Bodendenkmalpflege des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stuttgart (örtliche



1. Torturm mit Tordurchlaß, am unteren Rand des Bildes noch Hälfte des Mittelpfeilers. Im Tordurchlaß schuttgefüllter Entwässerungsgraben



2. Apsis des Lagerheiligtums, davor zum Teil ausgehobener Schatzraum

Grabungsleitung Präparator F. Maurer) die beiden Objekte freilegen, wobei das bereits Bekannte bestätigt und durch wesentliche Details ergänzt werden konnte.

Vom Südtor wurde der westliche Eckturm und ein Teil des Mittelpfeilers freigelegt (Abb. 1). Das Südtor hatte also, wie die drei übrigen Kasteltore, eine doppelte Durchfahrt, bei einer Durchfahrtbreite von 3,5 m im Torbogen. Das Turminnere mißt 2,4 auf 3,7 m. Vom Kastellinnern führt eine 1 m breite Tür in den Turm hinein. Die Seitenmauern des Turmes sind 1,2 m stark, die Rückwand 1,1 m, und die Vorderfront, zugleich Kastellmauer, mißt 1,4 m. Im Innern des Turmes zeigte sich eine Pfostengrube, sie dürfte noch zum Steinturm gehören und nicht ein Teil einer älteren Toranlage mit Holzpfeilern sein (wie etwa in Ohringen⁴ oder Heilbronn-Böckingen⁵). In der dem Tordurchlaß zugewandten Turmmauer befindet sich eine größere Störung, eine Grube, die noch 1 m über die Fundamentbasis hinaus in die Tiefe reicht; sie ist angefüllt mit groben Steinen, offenbar Bauschutt vom Turm, mit römischen Ziegelbrocken und einigen Scherben und stammt vermutlich aus dem Mittelalter. Die Nordwestecke des Turmes ist ebenfalls bis auf die letzte Steinlage abge-

tragen. Vom Mittelpfeiler konnte nur die Hälfte freigelegt werden, auch er ist in seiner Mitte größtenteils ausgerissen. Mittelpfeiler wie Turm besitzen je einen Ansatz, auf dem der Torbogen aufsitzt. Vor dem Mittelpfeiler waren noch Teile einer festen Kies-schüttung zu sehen, der Rest der durch das Tor führenden Straße. Vom Kastellinnern zog durch den Tordurchlaß hindurch ein Graben, der jetzt mit grobem Schutt und Ziegelbrocken gefüllt ist, offenbar ein Entwässerungsgraben, der in den Kastellgraben einmündete. Ein vor dem Torturm angelegter 11 m langer Grabenschnitt erbrachte kein eindeutiges Profil durch den Kastellgraben. Der Graben hat sich nach Aufgabe des Kastells, aber noch zur Zeit der römischen Ansiedlung, zugefüllt. Den Abschluß über dem zugefüllten Graben bildet Brandschutt, der, wie auch Brandrötung an den Mauern im Turminnern, wohl das Ende der römischen Ansiedlung anzeigt.

Das Fundament der Apsis des Lagerheiligtums war ausgezeichnet erhalten (Abb. 2). Es liegt zwischen den Gebäuden 14 und 16 der Olgastraße. Der innere Durchmesser beträgt 7 m, die Mauerstärke etwas über 1 m. An der Außenseite der Apsis setzen drei Strebebögen an. Im Innern befindet sich ein zum Teil zerstörter Mörtelstrichboden mit gröberen Ziegelbruchstücken. Vor der Apsis konnte noch ein Teil eines 1,9 m tiefen Kellerraums mit vermörtelten Wänden freigelegt werden. Die Rückwand mißt 3,6 m, die Breite konnte nicht mehr festgestellt werden, da der Raum zum größeren Teil unter dem Bürgersteig liegt. Es handelt sich um den unterirdischen Schatzraum des Kastells. Die Füllung des Kellers besteht in ihren oberen Teilen aus Brandschutt, auch hier wieder ein Hinweis auf das Ende der Ansiedlung durch Brand.

Die reibungslose Durchführung der Grabung in der durch die Straßenbauarbeiten vorgeschriebenen Zeitspanne war nur möglich durch die tatkräftige Unterstützung der Stadt Heidenheim, die nicht nur für Arbeitskräfte, Bagger, Abtransport des ausgehobenen Erdmaterials usw. sorgte, sondern auch die Kosten für die Grabung übernahm. Ihr gebührt ganz besonderer Dank⁶.

¹ Obergerm.-Rät. Limes. Lief. XIII Nr. 66 b. Das Kastell Heidenheim (1900). – F. Hertlein, Die Altertümer des Oberamts Heidenheim (1912) 34 f. – ² Kastell Heidenheim a. a. O. 2. – ³ E. Gaus, Führer durch Heidenheim (1906) 7. – ⁴ Vgl. H. Schönberger in Fundberichte aus Schwaben NF 15, 1959, 46 ff. – ⁵ Vgl. H. Schönberger in Germania 38, 1960, 65 ff. – ⁶ Ein ausführlicher Grabungsbericht erscheint in Bd. NF 17 der Fundberichte aus Schwaben. Beigabe von Plänen war infolge der Kürze der Zeit bei vorliegendem Bericht nicht möglich.

Vom Entstehen der Heidenheimer Industrie

Von Fritz Schneider

Heidenheim war Jahrhunderte hindurch ein einfaches „Bauernstädtle“, und der Stadtrat von 1492 hatte bestimmt recht mit der Bemerkung, daß seine Bürger „lauter vast arm und hartschaffende Leute“ seien. Nahezu die meisten Bürger lebten im Hauptberuf von dem Ertrag ihrer Landwirtschaft, und sowohl die Handwerker und Geschäftsleute wie die herrschaftlichen Diener und Beamten trieben nebenbei etwas Landwirtschaft. Das Gewerbe kam erst im 14. und 15. Jahrhundert zu einer besonderen Bedeutung; neben den überall notwendigen Handwerkern gab es ausnahmsweise viele Gerber, welche ihre Gruben zur Bearbeitung der Felle in der Nähe der „Bronnenmühle“ hatten. Auch die Hafnerei und Handweberei scheinen schon am Ende des Mittelalters geblüht zu haben.

Mächtige Tonlager lieferten bereits den Kelten und Römern das Material für ihre Töpferwerkstätten und ermöglichten vom Anfang des 15. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts eine blühende Töpferindustrie, die für ihre Erzeugnisse, das Heidenheimer Töpfergeschirr, in ganz Süddeutschland, aber auch in der Schweiz und in Italien guten Absatz fand.

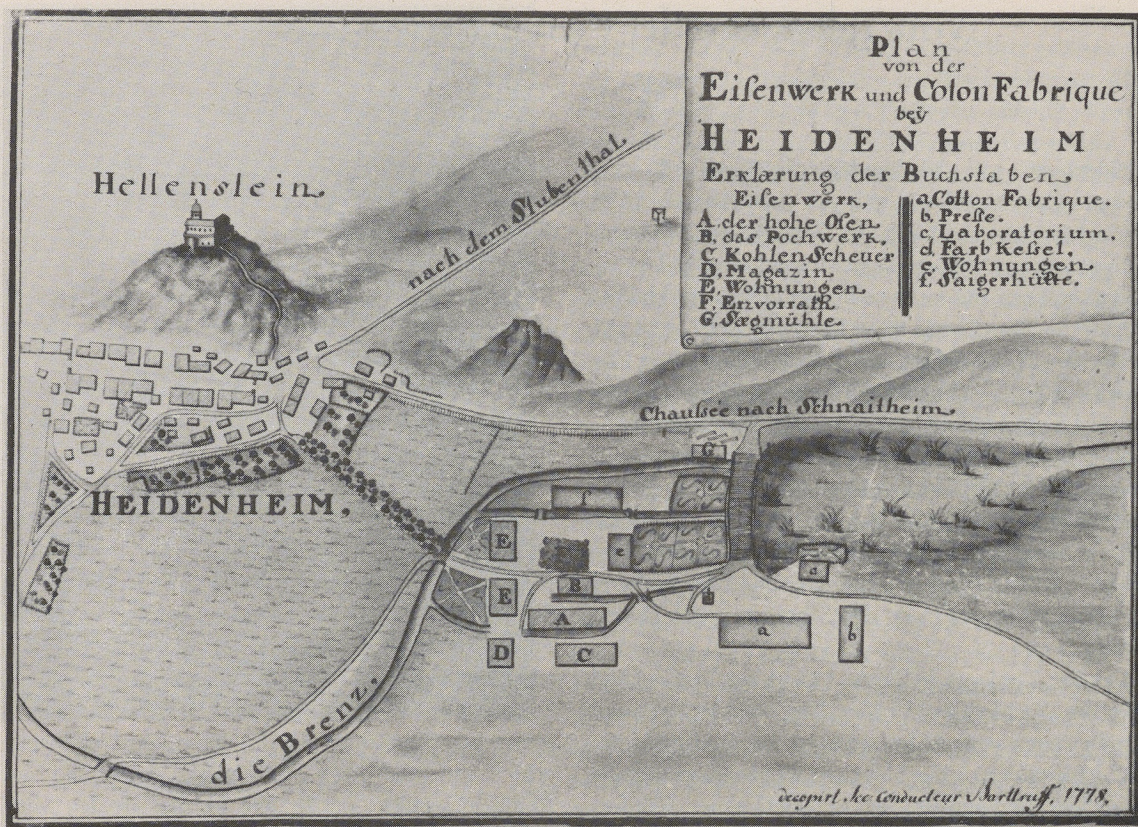
Im Jahre 1905 wurde im Raum hinter dem Gasthaus zum „Stern“ in Heidenheim eine römische Metallgießerei gefunden (mit Schmelzherd, Stücken von Schmelztiegeln, geschmolzenem Eisen und Kohlenresten). Den Sigillata-Gefäßen nach scheint diese Gießerei bereits um 130 nach Christi Geburt angelegt worden zu sein. Demnach benützten bereits die Römer das in den Markungen Königsbronn, Nattenheim und Oggenhausen so häufig vorkommende Bohnerz zur Gewinnung von Eisen. Anderen Quellen ist zu entnehmen, daß in den Wäldern um Heidenheim Reste von Waldschmieden gefunden wurden, also Einrichtungen, mit denen in geschichtlicher Frühzeit auf primitive Weise Eisen gewonnen wurde. Eine solche vorgeschichtliche Einrichtung war vielleicht auch einmal die „Heidenschmitte“ in einer Felsenische des Hellensteins. Freilich wurden die „metallurgischen Schätze“ unserer Gegend erst viel später und zwar von den Mönchen in Königsbronn „wirklich benützt“ und etwa zu gleicher Zeit durch Errichtung von Eisenschmitten in und um Heidenheim durch die Grafen von Helfenstein.

Die neben dem Getreide schon seit ältester Zeit gebauten Gespinstpflanzen, Hanf und Flachs, bildeten

die Grundlage für das in Heidenheim verbreitetste Gewerbe, die Weberei. Es waren demnach für Heidenheim vermöge seiner geographischen Lage, der Bodenschätze und der Wasserkräfte der Brenz, vor allem durch die arbeitsamen Bewohner die Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwicklung von Handel und Gewerbe seit ehedem geboten. Es fehlten jedoch zu dieser Zeit die bedeutsamen politischen Ereignisse, die fürstlichen Gönner wie auch die ihre Zeit überragenden Persönlichkeiten, welche den Ort Heidenheim einer wirtschaftlichen Wende zuführten.

Da wurde durch die Gunst der Grafen von Helfenstein und Kaiser Karls IV. das Dorf Heidenheim in der Mitte des 14. Jahrhunderts zum Markt und zur Stadt gemacht. Es trat damit erstmals in die Wirtschaftsgeschichte des Landes ein und wurde als neue Stadt der Mittelpunkt des Brenzgebietes der helfensteinischen Herrschaft. Graf Johann von Helfenstein erhielt im Jahr 1434 vom Kaiser Sigismund das Recht, in seinem „stätlin alle wochen vff den Mittwoch einen Wochenmarkt und alle Jahr drei Jahrmarckth“ abzuhalten. Dieses Privilegium wird der Stadt von Herzog Ludwig von Bayern auf die Bitten des Bürgermeisters, des Rats und der Gmeind im Jahre 1468 bestätigt. Von allen späteren württembergischen Regenten kann Herzog Friedrich I. (1593 bis 1608) als der größte Gönner Heidenheims genannt werden. Er hieß sich „Herr zu Heidenheim“, erbaute große Teile des Schlosses Hellenstein und gab der Stadt „zur Anzeige besonderer Gnade“ elf neue Rechte: Zur Abhaltung eines weiteren, vierten Jahrmarktes, eines Garn-, Roß- und Viehmarktes, eines Weinmarktes und Fruchtmarktes, sowie des Salzhandels.

Unter solchen grundlegenden Begünstigungen konnte sich die Heidenheimer Leinenweberei zu hoher Blüte entwickeln und wurden Wohlstand und Aufstieg der Stadt gefördert. Die aus dem Heidenheimer Land stammenden Wolltuche und vor allem die Leinengewebe wurden immer mehr bekannt und begehrt. Die vorbildlichen Heidenheimer Webermeister des 13. und 14. Jahrhunderts standen besonders mit den Ulmer und Günzburger Kaufleuten in regem Verkehr. Die Chronisten erzählen, daß die Leinenweberei in Heidenheim ihren Barchent meistens nach der handeltreibenden Reichsstadt Ulm ablieferte, deren



Plan vom Eisenwerk und von der Cotton-Fabrique. Aquarell von C. Barttruff (1778)

Nähe und führende Stellung auf dem Gebiet des Leinwandhandels damit auch entscheidend war für die Blüte der Leinenindustrie in Stadt und Bezirk Heidenheim. In zwei großen Garnsiedereien, der Lindenmaierschen und der Rauschen, fand die Veredlung der Linnen statt, und das Bleichen der glatten Tuche wurde über 500 Jahre lang auf der uralten Heidenheimer Rasenbleiche besorgt.

Eine weitere bedeutsame Änderung brachte die zunächst von Italien her erfolgte Einfuhr der Baumwolle, welche in Deutschland bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts verarbeitet wurde, und zwar zuerst in Ulm und den umliegenden Orten. Bei der sehr engen Verbindung zwischen Ulm und Heidenheim ist daher als selbstverständlich anzusehen, daß die Baumwollverarbeitung in Heidenheim mit zu der ältesten in Deutschland gehört. Aus dieser intensiven gewerblichen Tätigkeit des ausgehenden Mittelalters ist die große Textilindustrie der Gegenwart geboren; sie ist in einer jahrhundertelangen Stetigkeit organisch daraus erwachsen. Der größte Textilindustrielle seiner Zeit, der „Patriarch aller deutschen Cattunfabriken“, Johann Heinrich von Schüle, errichtete

von 1766 bis 1768 nach dem Augsburger Beispiel bei dem Heidenheimer Brenzsee eine Zitzfabrik, die hernach von Johann Christian Meebold übernommen wurde, der „für die beschäftigungslose und hungernde Bevölkerung“ Baumwolle in größeren Mengen kommen ließ, um den armen Leuten durch Spinnen, Weben und Handdruck Beschäftigung und Verdienst zu verschaffen. So begann ein neues textiles Zeitalter; es entstand nach Überwindung großer Schwierigkeiten und mancher Enttäuschungen als älteste Heidenheimer Textilfirma das Unternehmen „Meebold, Hartenstein und Comp.“, daraus die „Baumwollen- und Indiennen-Manufaktur“ und ab 1856 die „Württembergische Cattunmanufaktur“. Mit unerbittlicher Zähigkeit und einem hohen Wagemut wurden Gottlieb Meebold und Robert Meebold die Pioniere der Heidenheimer Textilindustrie. Sie waren allen Erfindungen und Neuheiten zugetan: 1828 wurde der Heidenheimer Betrieb mit dem ersten Leuchtgas in Württemberg erhellt; die Kohlen hierfür wurden von England importiert. Gottlieb Meebold holte um dieselbe Zeit persönlich in England zwanzig Stück der neu erfundenen mechanischen

Webstühle, die ersten für ganz Deutschland. Nach diesen Mustern ließ er sich in Wasseralfingen weitere Webstühle gießen. Anno 1835 wurde der Betrieb mit den „vollkommensten Maschinen“ ausgestattet, unter anderem 1841 mit einer Elsässer Dampfmaschine, der ersten in Württemberg. Das Schicksal und Wohlergehen der Heidenheimer Bevölkerung wurde nicht mehr von den Besitzern der Herrschaft Hellenstein bestimmt, denen früher der Reichtum des Tales durch Abgaben aller Art zufließte, er verblieb nun unantastbar bei den emsigen Menschen im Tale unterm Hellenstein.

Mit dem Entstehen der Württembergischen Cattunmanufaktur waren aber nicht nur die Mechanisierung und Industrialisierung der Cattundruckerei, sondern auch die Grundlagen zur Gründung anderer Sparten textiler Produktion verbunden. Alte Heidenheimer Salbücher berichten schon 1463 und 1492 über eine an der Brenz gelegene Schleifmühle sowie über eine Öl- und Walkmühle. Auf diesem Gelände entwickelte sich ein zweiter textiler Großbetrieb. Hier errichtete 1811 Ludwig v. Hartmann als Geschäftsführer und Teilhaber der Firma Meebold, Schühle & Comp. eine mechanische Baumwollspinnerei und Weißbleicherei, die am 1. Januar 1818 in seinen Besitz überging. 1867 übergab er das sich in der Zwischenzeit wirtschaftlich gut entwickelte Unternehmen seinem ältesten Sohn Paul, der es unter seinem Namen weiterführte. Auf Grund der Forschungen von Universitätsprofessor Dr. von Bruns wurden in der Firma Paul Hartmann 1870 erstmals in Deutschland Versuche durchgeführt, Verbandwatte aus Baumwolle industriell herzustellen. Sehr bald konnte diese industrielle Fertigung in eigener Bleicherei und Kreppelei erweitert werden. Die hervorragenden Eigenschaften dieses neuen Verbandstoffes (Verbandwatte), der kaufmännische Weitblick und der Unternehmungsgeist Paul Hartmanns ließen das Unternehmen über den Rahmen Heidenheims hinaus bald an Bedeutung gewinnen. Zweigfabriken wurden im In- und Ausland errichtet.

Die Firma C. F. Ploucquet, die in ihrer Baumwollweberei, Färberei, Appretur- und Kaschieranstalt heute über 800 Personen beschäftigt, wurde im Jahre 1806 durch Christoph Friedrich Ploucquet, der einer französischen Adelsfamilie in Lyon entstammte, mit einem Warengeschäft begonnen. Auch die Entwicklung dieses Betriebes zeigt in besonderer Weise, wie tatkräftig Männer und Persönlichkeiten gerade in Heidenheim die nicht überall bestehende Möglichkeit fanden, ihre Ideen und Pläne zu verwirklichen. Be-

reits in den 1840er Jahren wurde das Geschäft in einen Fabrikationsbetrieb umgewandelt. Damals haben bis zu 500 von den insgesamt 1300 Handwebern des Oberamtsbezirks für diese Firma gearbeitet. Die beiden Schwiegersöhne Ploucquets, Louis Lang und Georg Jooß, waren die Begründer der industriellen Tätigkeit des Unternehmens, in dem das Färben, Bleichen und Ausrüsten der rohen baumwollenen Futterstoffe in einer neu errichteten Färberei und Appretur-Anstalt erfolgte. Eine wesentliche Ausdehnung und Erweiterung erfuhr das Werk durch Richard Jooß (1846 bis 1899), einen der geachteten und beliebtesten Heidenheimer Bürger seiner Zeit, einen tüchtigen Geschäftsmann mit streng reellen Grundsätzen.

Auch der Vorort Mergelstetten hat einen alten Textil-Großbetrieb. Im engsten verwandtschaftlichen Verhältnis standen die Begründer der Heidenheimer Verbandstoff-Fabrik und der ebenso bedeutsamen Wolldeckenfabrik Zoeppritz. Im Jahre 1828 errichteten die Brüder Jakob und Georg Zoeppritz aus Darmstadt an der Stelle des ehemaligen Eisenwerkes und der Mergelstetter Mittelmühle eine mechanische Wollspinnerei und Wollweberei, eine „Fabrik wollener Decken und Flanelle“. Bereits 1831 standen in der Fabrik selbst 113 und außerhalb derselben 120 Spinner und Weber im Dienste der Firma, deren Absatzgebiet sich auf ganz Süddeutschland, die Schweiz und Österreich erstreckte. Das Werk sicherte sich frühzeitig die Wasserkräfte der Brenz durch den Ankauf weitausegedehnter Anwesen in Bolheim. Schon im Jahre 1857 wurde die Spinnerei Neu-Bolheim gegründet. Durch die Aufnahme von neuen Erzeugnissen wurde der Betrieb immer vielseitiger. Während des Krieges 1870/71 war der Bedarf an wollenen Decken gewaltig angestiegen. „Die zahlreich herbeiströmenden Käufer stritten sich um die Vorräte.“ Später bahnte sich unter Viktor Zoeppritz eine Umwälzung in der Fabrikation an, die von größter Bedeutung für den Betrieb wurde: Die Herstellung von bunten Jacquard-Decken.

Mit derselben Bewunderung verfolgen wir auch den Werdegang der alten Heidenheimer Firmen der Metallindustrie. Abseits vom großen Verkehr waren die eisenverarbeitenden Gewerbetreibenden von Anfang an zu außerordentlichen Leistungen gezwungen. Bald nach der Stadtwerdung im Jahre 1356 wurde Graf Ulrich der Jüngere von Helfenstein mit „allem Eisenwerk, mit den Eisenmühlen und Hämmern an der Brenz in der Herrschaft belehnt.“ Von da an zeigten die Heidenheimer Eisenwerke ein gar wechselreiches



NÄCHTLICHE VORSTELLUNG

in dem Koeniglich Württembergischen



des GIESSENS und AUSLASSENS

Eisenhmelzwerk zu Heidenheim

Nächtliche Vorstellung des Gießens und Auslassens. Kolorierter Stich von Friedrich Weber (1765–1811)

Bild. Einen besonderen Aufschwung nahmen sie unter Herzog Ulrich (1511), Jörg Besserer (1536), Herzog Christoph (1556), Herzog Friedrich I. (um 1600) und Johann Georg Bletzinger (1769–1798). Das Bohnerz fand sich in reichen Mengen in der Umgebung Heidenheims, besonders aber in den Wäldern von Nattheim und Oggenhausen. In diesen Orten spielte auch die Erzgewinnung, die im Tagebau betrieben wurde, eine große Rolle. Das im Heidenheimer oder Königsbronner Schmelzofen gewonnene Eisen wurde in den Hammerwerken von Königsbronn und Itzelberg, auch in den Drahtzügen und Eisenschmieden von Heidenheim und Mergelstetten verarbeitet. Um 1600 wird unter den größeren Heidenheimer Betrieben „der Schmelzofen, die Eisenschmitt unter dem oberen See und die Drahtschmitten unter dem alten See“ genannt. 1735 wurden die Mergelstetter, 1819 die Heidenheimer Werke stillgelegt. Eine Verbindung zu der späteren Maschinenindustrie schuf ein ganz anders gearteter, alter Heidenheimer

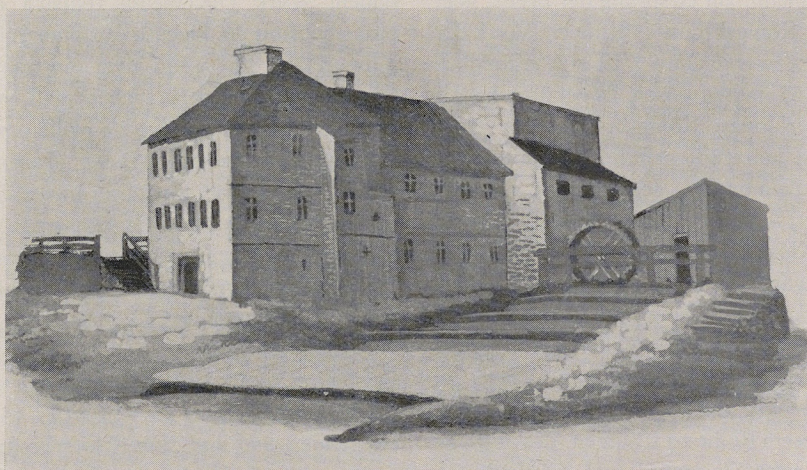
Gewerbebetrieb, nämlich die schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts gegründete Papierfabrik, welche 1830 zum mechanischen Betrieb überging. Sie war die Papierlieferantin für einen großen Teil Württembergs. Durch die Papiererfamilie Voelter und insbesondere durch Heinrich Voelter, welcher die Kellersche Erfindung der Papiergewinnung aus geschliffenem Holzstoff in unermüdlicher Arbeit und zäher Beharrlichkeit bis zur fabrikmäßigen Herstellung weiterführte, erfolgte eine tiefgehende Umwälzung und Neugestaltung der Papiererzeugung. In enger Verbindung damit stand die Gründung und Entwicklung des bedeutendsten Heidenheimer Werkes, der Maschinenfabrik J. M. Voith. Die Papierfabrikation lebt sozusagen in dem Voith'schen Betrieb weiter, wie auch durch ihn – wenn auch in anderen Formen – die bereits geschilderte, so viele Jahrhunderte blühende, aber 1819 erliegende Eisenindustrie ein großes, gewaltiges Erstehen erlebte.

Der Begründer der größten Heidenheimer Ma-

schinenfabrik, Johann Matthäus Voith, geboren am 29. April 1803, übernahm anfangs der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts die väterliche Schlosserei und fand durch andere gewerbliche Unternehmungen, der mechanischen Weberei, Spinnerei und Druckerei, vor allem durch die Papiermühle, reichlich Arbeit. Das elterliche Haus im alten Heidenheim wurde bald zu klein, und J. M. Voith verlegte sein Geschäft nach der Schleifmühle an der Brenz und erweiterte es zu einer kleinen mechanischen Werkstätte. Als Folge der langjährigen Verbindung zu der Voelter'schen Papierfabrik befaßte sich Voith immer mehr mit der Herstellung von Maschinen für die Papier- und Holzstofffabrikation. Johann Matthäus Voith, der sich selbst als Schlosser und Mechanikus bezeichnete, wurde Maschinenbauer. Auf der Heidenheimer Industrie-Ausstellung im Jahre 1842 erschien Voith mit einer Papierschneidemaschine und mit einer Ausbreitmaschine zum Breiten von Baumwollwaren. Es war die erste öffentliche Kunde davon, daß J. M. Voith Maschinen baute und zwar für das Papier- und für das Textilgewerbe. Im Jahre 1852 gelang der erste funktionierende Holzschleifer Voelter'scher Art. Am Ende der 50er Jahre konnte sich Voith bereits in Walken, Zentrifugalmaschinen und Rauhaschinen für die Tuchfabrikation, ferner in allen Arten von Spinnereimaschinen und Transmissionen empfehlen. Was der Vater als ehrbarer Handwerker 1825 begonnen und in Tüchtigkeit und nie erlahmendem Vorwärtstreben zu einer leistungsfähigen kleinen Fabrik hatte aufbauen können, führte der Sohn Friedrich Voith in großartiger Meisterung aller Schwierigkeiten zur Höhe eines Großbetriebes der neuzeitlichen Industrie. Mit dem Bau von Turbinen (1870),

von kompletten Papiermaschinen (1881), durch die Erfindung einer Sortiermaschine für Holzstoff (1882), durch die Projektierung und die vollständige Einrichtung von Papierfabriken und Großkraftanlagen, durch die Voith-Schneider-Propeller, die Voith-Turbo-Getriebe und Turbo-Kupplungen verstärkte sich die führende Stellung der Firma immer weiter, die mit ihren weiten Beziehungen und erstklassigen Erzeugnissen, mit ihren Tausenden von Mitarbeitern und ihren ausgedehnten Betriebsstätten in erster Linie als eine eigene Schöpfung Friedrich Voiths betrachtet werden kann. Sie trägt den Namen Heidenheims und den Ruf schwäbischer Arbeit seitdem durch die ganze Welt. Stetig und kraftvoll vollzog sich im Verlauf der letzten hundert Jahre die Entwicklung der Heidenheimer Industrie. Mehrere neue Werke aller möglichen Industriezweige sind entstanden, ein weitblickendes Unternehmertum und eine fleißige, befähigte Bevölkerung haben den Aufschwung aller Betriebe gefördert; Heidenheim ist zum Industriezentrum der Ostalb geworden.

Die Namen der Begründer und Förderer dieser Heidenheimer Industrie bleiben unvergessen: Johann Heinrich von Schüle, Johann Gottlieb Meebold, Jakob Zoeppritz, Georg Zoeppritz, Robert Meebold, C. F. Ploucquet, Louis Lang, Georg Joos, Richard Joos, Ludwig Friedrich Neunhoffer, Paul Hartmann, Heinrich Voelter, Johann Matthäus Voith, Friedrich Voith, Hermann Voith, Simon Schaefer, Theodor Schaefer, Paul Wulz, Wilhelm Plappert, Karl Schultes, Johannes Erhard, Joseph Waldenmaier, Fidel Oberdorfer, Friedrich Piltz, Otto Piltz, Carl Edelmann, Gustav Becker, E. Schwenk, C. F. Rees, Gg. Neff, Eugen Gaus, Eugen Jaekle.



Das Eisenschmelzwerk in Heidenheim. Nach einer Lithographie von Friedrich Weber (1765–1811)



Königsbronn. Gesamtansicht um 1800

Das Hüttenwerk Königsbronn und die Königsbronner Hartgußwalzen

Von Franz Pohl

Oberhalb Heidenheim, am Ursprung der Brenz, liegt das „Hüttenwerk Königsbronn“. Heute ein Werk der Schwäbische Hüttenwerke GmbH, ist es – urkundlich belegt – schon 1365 nachzuweisen. Es gehörte damals dem Zisterzienserkloster Königsbronn. Aus einer Urkunde aus dem Jahr 1366 geht hervor, daß Kaiser Karl IV., der Luxemburger, dem Kloster, das von seinem Vorgänger, Albrecht I., im Jahr 1303 gestiftet und 1325 vom Kloster Salmannsweiler (Salem) besiedelt worden war, das Recht verlieh, auf seinen Gütern Eisenwerke zu errichten und Eisenerzgruben im Tal zu Lautern, auf der Weilerstatt und bei Spickisohl anzulegen. Die kaiserlichen Vögte zu Rosenstein, Lauterburg und Aalen waren angewiesen, das Kloster in diesem Recht zu schützen, das auch die nachfolgenden Kaiser Sigismund und Friedrich III. bestätigt haben. Der Chronist Bezold berichtet in

seinem Werk *Documenta rediviva monasteriorum praecipuorum in Ducatu Virtembergico*: „... derselbe Kaiser hat 1366 dem Gotteshause auch die Gnade angetan und verliehen, daß sie Eisenmühlen und Hämmer, überall wo sie wollen, mögent machen und in Zahnenberg Isenerz graben und suchen sollen.“ Sehr wahrscheinlich entstanden auf Grund dieser Freiheiten auch die Eisenerzgruben am Burgstall bei Aalen und am Rotenstich beim Grauleshof. Diese haben immer dem Kloster gehört, und zwar, wie eine Urkunde aus 1574 berichtet, „... seit unvordenklichen Zeiten“.

Es steht also mit Sicherheit fest, daß die Eisenwerke bei Königsbronn um die Mitte des 14. Jahrhunderts entstanden sind und zum Klosterbesitz gehörten. Bis weit in das 15. Jahrhundert hinein fehlen Aufzeichnungen; erst 1471 finden wir eine Bestätigung des



Blick auf das Hüttenwerk heute

klösterlichen Besitzstandes in einem Sal- und Lagerbuch; in diesem ist ausdrücklich verzeichnet, „... daß die Eisenwerke ob dem Kloster und Ursprung (Brenz) dem Gotteshause eigentümlich zustehen“. Eine Urkunde aus dem Jahr 1479 ist besonders interessant; sie gewährt Einblick in die Art, wie die Mönche ihr verbrieftes Recht „Eisenwerk zu machen“ wirksam werden lassen. Die Urkunde ist ein Lehnbrief vom „... Donnerstag nach St. Michael, des Hl. Erzengels Tag“, mit dem die „Eisenschmitte zu Itzelberg“ an zwei Hüttenleute verliehen wird. Sie lautet: „... Abt Johannes von Gottes Gnaden und Bruder Simon, der Prior, verleihen an Jörgen und Weinhart, Eisenschmittengebrüder und alle ihre Erben, unsere und unseres Gotteshauses Eisenschmitte zu Itzelberg gelegen, dazu in jedes Feld drei Jauchert Ackers (ein Jauchert = $1\frac{3}{4}$ Morgen), das Mulgarten und das Made zu Braitensol ...; sie dürfen in den Klosterhölzern zu ihrer Notdurft und Gebrauch, ausgenommen Eichenholz, entnehmen; dürfen eine Mühle und

Sägmühle bauen; sollen auch vom Kloster Bauholz erhalten ...“ Dagegen haben die Belehnten sich zu verpflichten: „... Unserem Gotteshause und unseren Nachkommen alle Jahre besunder Herrengült raichen und geben an unser und des Gotteshauses Schaden 10 Gulden rheinisch guter gemainer Landeswerung, und eine Fastnachtshenne. Es hat auch über die Eisenschmitte und ihren zugehörigen niemand zu gebieten, denn allein wir und unseres Gotteshauses Nachkommen; ist auch uns allein vogtbar, steuerbar, dienstbar und gerichtbar ...“ Es ist aus diesem Lehnbrief – heute würde man es einen Pachtvertrag nennen – zu ersehen, daß schon damals die Kunst, Eisenwerk zu machen, nur durch besonders geübte und erfahrene „Eisenschmitte“ ausgeübt werden konnte und daß das Kloster als Inhaber des Rechtstitels sich mit solchen anlegen mußte, wenn es aus der Berechtigung Nutzen ziehen wollte.

Über die erste Eisendarstellung bei oder um Königsbronn sind keine sicheren Nachrichten vorhanden;



Königsbronn. Alte Eisenschmelze um 1800

es ist aber aus dem Fund eines Schmelzherdes, der vor etwa 50 Jahren im Bereich eines alten römischen Kastells bei Heidenheim freigelegt wurde, zu schließen, daß schon in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten im oberen Brenztal Eisen hergestellt wurde.

Diese alten Eisenschmelzen dürften die Bohnerze, die auf der Alb vielerorts im Tagebau gewonnen werden können, in offenen Herden, den sogenannten Rennfeuern (von rennen oder zerrennen, rinnen lassen), später in Stücköfen (kleinen Schachtöfen) mit Holzkohlen unter Luftzufuhr mittels Blasbälgen einfacher Art zu Klumpen („Luppen“) geschmolzen und zu Werkzeugen verschmiedet haben.

Später, etwa um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, entwickelte sich hier wie anderwärts aus dem Stückofen der Hochofen, bei dem mit Hilfe stärkerer, durch Wasserkraft getriebener Gebläse die Ofentemperatur wesentlich gesteigert und dadurch erstmals höher gekohltes Eisen in flüssigem Zustand erzielt werden konnte. Dieses nicht schmiedbare Eisen des Hochofens mußte dann durch ein Frischverfahren in Schmiedeeisen umgewandelt werden. Das in Königsbronn mit einiger Abwandlung bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts noch geübte Verfahren umfaßt zwei Stufen: Die Roheisenmassel

vom Hochofen, die möglichst weiß sein soll, wurde in einem Frischherd auf Holzkohle vor einem Gebläse zum Teil entkohlt („geläutert“) und im „Zustand des luckigen Eisens“ (stark mit Schlacken durchsetztes Eisen) abgestochen. Dieses halbgeschmeidige Material wurde alsdann in dem sogenannten Hammerfeuer einem weiteren Frischprozeß unterworfen, weitgehend entkohlt, durch Ausschmieden der Schlackeneinschlüsse gesäubert und zu Stäben (Bengel, Zaine) verarbeitet.

Neben Königsbronn entstanden im oberen Brenz- und Kochertal etwa zu Beginn des 16. Jahrhunderts weitere „Eisenschmitten“ in Heidenheim, in Mergelstetten, in Unter- und Oberkochen; sie gehörten den Ulmer Patrizierfamilien Besserer (Bürgermeister von Ulm) und Ehinger, die sie 1557 an den Herzog Christoph von Württemberg und dessen drei Gesellschafter, den Stuttgarter Martin Eisengrein, den Göppinger Balthasar Moser und den Heidenheimer Michael Dauer, verkauften. Dieser „Gewerkschaft“ verpachtete das Kloster seine Eisenwerke in Königsbronn und Itzelberg, so daß von 1582 ab die Brenztaler Werke in einer Hand waren.

Als 1598 die Erben der drei bürgerlichen Gewerken ihre Rechte für 47 414 Gulden an Herzog Friedrich I. verkauften, befanden sich alle Hütten im Brenz- und

Kochertal in herzoglichem Besitz. Die Leitung übertrug der Herzog einem Generalfaktor, der seinen Sitz in Königsbronn hatte. Welche Bedeutung dieses Amt besaß, wird recht eindrucksvoll schon aus dem Umfang und der Anlage des 1629 erbauten Verwaltungsgebäudes ersichtlich, das an GröÙe weit über die Häuser des alten Königsbronn hinausragte und schon damit der Bevölkerung mit ihren Erzgräbern, Hüttenknechten und Waldarbeitern zeigte, daß dort der Vertreter ihres gnädigsten Landesherren residierte.

Der Dreißigjährige Krieg brachte mit der Herstellung von Kriegsgerät einen beachtlichen Aufschwung der Werke; in den Kriegswirren im Zusammenhang mit der Nördlinger Schlacht (1634) jedoch wurden viele Gebäude und Anlagen zerstört; erst 1651 konnte wieder ein Hochofen erstellt werden. 1660 goß der Generalfaktor Glaser das erste Geschützrohr in eiserne Form; dieses Jahr dürfte damit als Geburtsjahr der Hartgußerzeugung – Hartguß wird bekanntlich in eisernen Formen gegossen – für Königsbronn gelten.

In den folgenden Zeitläuften wurden die Werke zeitweilig verpachtet, zeitweilig in herzoglicher Regie betrieben. Als 1769 Johann Georg Blezinger aus Königsbronn die Werke als alleiniger Admodiateur (Pächter) von Herzog Karl zugesprochen erhielt, begann in Königsbronn ein für die damalige Zeit unvorstellbarer technischer und wirtschaftlicher Aufschwung. Blezinger, 1717 als Sohn eines Hofbesitzers und Gastwirts in Königsbronn geboren, war ein überragender Mann, unternehmend und schöpferisch zugleich. Auf Reisen durch Österreich, Ungarn, Bayern, Elsaß hatte er sich den Blick geweitet, ehe er das väterliche Anwesen übernahm; mit Fouragelieferungen an die durchziehenden Franzosen und später an die Österreicher (Österreichischer Erbfolgekrieg) erwarb er sich ein bedeutendes Vermögen; er betrieb einen weitreichenden Warenhandel, hatte Ölmöhlen, hielt auf dem Schloßgut Lindach bei Gmünd eine Schäferei, erbaute dort auch eine Brauerei sowie eine Essigfabrik. 1761 erwarb er den in Heidenheim seit vielen Jahren stillgelegten Schmelzofen, für dessen Inbetriebnahme er bei Nattheim mehrere Bohnergruben erschloß. 1764 pachtete er zusammen mit Landeshauptmann Rittmann in Hall und Hofrat Heugelin in Heilbronn die württembergischen Eisenwerke im Brenztal und im Schwarzwald und kaufte 1768 vom Fürsten Hohenlohe-Öhringen die Eisenwerke in Ernsbach, wo er einen Hochofen erbauen ließ, bis er 1769 dann alleiniger Pächter der herzoglich-württembergischen Eisenwerke wurde. Die Leistungen

dieses ungewöhnlichen Mannes, der die Brenztaler Werke in Kürze auf eine bisher nicht gekannte Höhe brachte, erregten die Aufmerksamkeit und Bewunderung seiner Zeitgenossen. Die Erzeugnisse des Werkes wurden weit über Württembergs Grenzen bekannt und berühmt. Unzählige Besucher aus den verschiedensten Teilen Europas waren erstaunt über den hohen technischen Stand der Anlagen. Der „Eiserne Wasserbau“ am Ursprung der Brenz war eine Sehenswürdigkeit der damaligen Zeit; es war ein Kasten aus gußeisernen Platten mit prächtigen Verzierungen, 116 Schuh (34 Meter) lang und 31 Schuh (9 Meter) breit; er hatte die Aufgabe, die Wasser des Brenztopfes zu sammeln und über neun „Fallen“ den Wasserrädern zuzuleiten, die zum Antrieb der Gebläse für die Frischfeuer und Hämmer dienten. Die Anlage war die erste ihrer Art in Deutschland; noch heute besitzt Königsbronn Originalzeichnungen derselben, und noch heute kündigt eine gußeiserne Gedenktafel an der Felswand am Ursprung der Brenz von der damaligen Bedeutung des Baues. Ihre Inschrift lautet:

„Carl Herzog zu Württemberg.

Der grosse Kenner und Beschützer der Wissenschaften und Künste hat auch hier durch diesen eisernen Wasserbau im Jahr MDCCLXXII. ein immer waehrendes Denckmahl stifften lassen, an einem Werk, das Teutschland zum erstenmahl bewundert und auf die spaethe

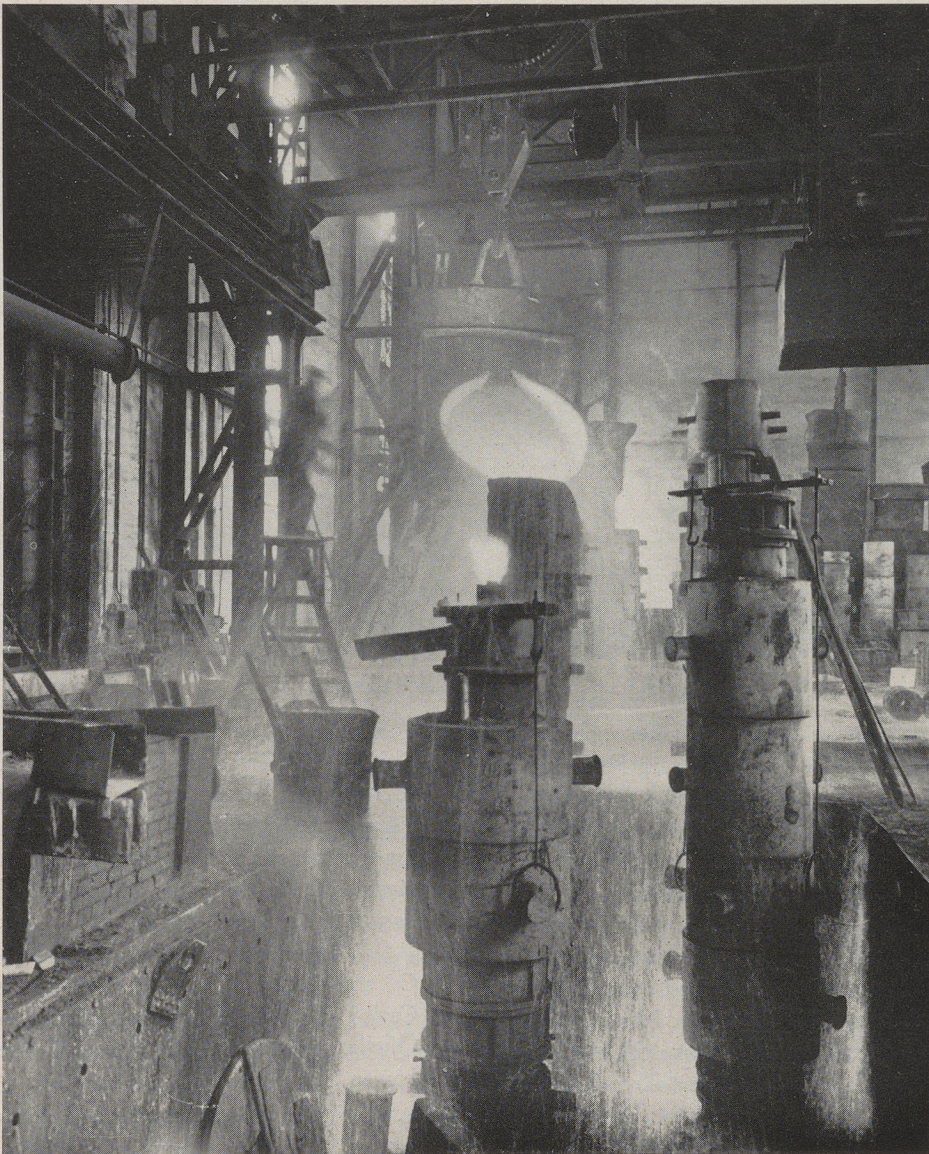
Nachwelt dauern wird.

O! moechte doch unsers Gnaedigsten Herzog Carls Leben sich alsdann erst endigen, wann diese Quelle vertrocknet, und dieser eiserne Wasserbau in Staub verwandelt seyn wird.“

Einer der notabeln Besucher, der Stiftsbibliothekar Hauntinger von St. Gallen, schreibt sehr anschaulich vom Wirken Blezingers, dessen in den Werken überall sichtbare Spuren auf ihn offenbar großen Eindruck gemacht haben:

„... Dieser Mann ist's, welcher . . . die Eisenminen, die Hammerschmiede und die Eisenschmelze als Beständer besitzt und für alles dem Herzog als Lehen und Bestandschilling 30 000 Gulden erlegt. Um sich von dieser Eisenschmiede einen Begriff zu machen, muß man wissen, daß er jährlich für Königsbronn 800 000 Gulden ausgibt und dadurch 2000 Menschen Brot und Arbeit verschafft . . .“

Blezinger starb 1795; seinen Pachtvertrag mit dem Herzog hatte er schon 1788 nicht mehr erneuert.



Gießen einer Hartgußwalze

Aufnahme Hermann Weishaupt

Nach einer Übergangszeit übernahm 1806 das Königshaus das Werk Königsbronn mit den württembergischen Eisenwerken in eigene Regie.

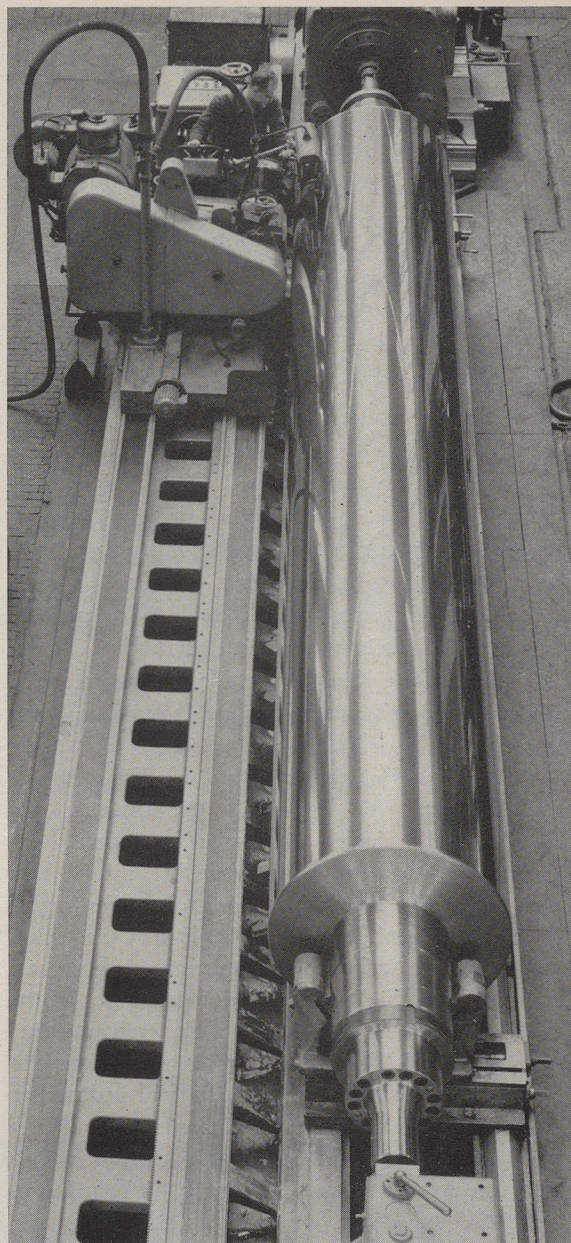
Das 19. Jahrhundert brachte, ausgehend von den in breiter Entwicklung begriffenen Naturwissenschaften auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens, große Umwälzungen. Den Anstoß zum Siegeslauf der Technik gab u. a. die Erfindung der Dampfmaschine durch James Watt und etwas später die der Lokomotive durch Stephenson. Der Bedarf an Eisen und Stahl wuchs alsbald so schnell und in einem Umfang, daß

ihn die alten Hütten mit den bisher üblichen Erzeugungsmethoden nicht mehr decken konnten. Die Eisenerzeugung erhielt durch die um die Jahrhundertwende möglich gewordene Verwendung von Steinkohlen (später Koks) anstelle von Holzkohle im Hochofen und im Puddelofen ein ganz neues Gesicht; die neuen Verfahren erlaubten die Herstellung wesentlich größerer Mengen Eisen und Stahl zu billigeren Preisen als bisher. Neue, wesentlich größere Eisenwerke entstanden in der Umgebung der Steinkohlenvorkommen; die alten, auf Holzkohle ange-

wiesenen Hütten sahen sich in zunehmendem Maße dem Wettbewerb des billigeren Koksroheisens ausgesetzt, und als dann um die Mitte des 19. Jahrhunderts verschiedene Massenerzeugungsverfahren für Flußstahl aufkamen – es sei auf die Namen Bessemer, Thomas, Martin verwiesen –, mit deren Hilfe es möglich wurde, den Stahl in großen Mengen zu erblasen, konnten die abseits der Steinkohle gelegenen Hütten nicht mehr Schritt halten. Sie waren genötigt, ihren Betrieb umzustellen, wollten sie nicht endgültig aus dem Wirtschaftsleben ausscheiden.

Auch Königsbrunn hat diesen Wandel mitgemacht. Die Stahlerzeugung des Werkes ging in dem Maße zurück, wie die viel billiger hergestellten Eisenwaren der großen Hütten an Ruhr und Saar – auch die Hütten im Nassauischen hatten weitaus günstigere Herstellungsbedingungen als die württembergischen – in den süddeutschen Raum vordrängen. Es wurden wohl mehrfach beachtliche Anstrengungen unternommen, durch Verbesserung der bisher geübten Herstellungsverfahren für Frischfeuerstahl und durch entsprechenden Um- und Ausbau der Einrichtungen und Anlagen zur Senkung der Betriebs- und Herstellungskosten zu kommen; das gelang auch öfters über Zeiten hinweg; und so folgen in den alten Rechnungsbüchern auf schlechte Jahre auch wieder solche mit durchaus zufriedenstellenden Erträgen. Im ganzen gesehen aber ist die Zeit etwa von den vierziger Jahren des Jahrhunderts ab für die Frischfeuerschmieden des Werkes gekennzeichnet durch ein ständiges Auf und Ab in dem ungleichen Kampf mit den großen Wettbewerben im „Ausland“, einem Kampf, der aus der Natur der Dinge heraus niemals zugunsten des Holzkohlen-Frischfeuerstahls gewendet werden konnte.

Diesem zunächst nur langsam sich abzeichnenden Niedergang der alten Stahlfertigung hatte man schon beizeiten begonnen zu begegnen durch Umstellung des Werkes auf einen Gießereibetrieb mit angeschlossenen Bearbeitungswerkstätten; und dabei hatte man vornehmlich die Walzenherstellung entwickelt. Den Anlaß, Walzen zu gießen, gab die Blechfabrikation, die Johann Georg Blezinger im benachbarten Itzelberg bereits im 18. Jahrhundert zu beachtlicher Höhe gebracht hatte. Da aber den Itzelberger Blechen, die nach den in alten Zeiten üblichen Herstellungsverfahren noch geschmiedet wurden, in den „gewalzten“ Blechen, die von den Hütten am Rhein und an der Saar geliefert wurden und viel schöner waren als die geschmiedeten, bald eine fühlbare Konkurrenz entstanden war, entschloß man sich,



Schleifen einer schweren Hartgußwalze

Aufnahme Hermann Weishaupt

ein Blechwalzwerk zu erbauen, das 1829 in Betrieb kam. Es zeigte sich aber bald, daß einwandfreie Walzbleche nur mit sehr harten Walzen hergestellt werden konnten und daß die bis dahin verwendeten Walzen, deren Zusammensetzung ähnlich dem Material der Kanonenrohre war, zu weich waren. Durch den Maschinenmeister des Werkes, den späteren Kreisbaurat v. Grundler, den eine Studienreise nach

England geführt hatte, erfuhr man, daß die Engländer ein bei normaler Abkühlung grau erstarrendes Eisen dort, wo es hart werden soll, in eiserne Formen (chill, Kokillen) vergießen, während die Teile des Stückes, die weich und bearbeitbar bleiben müssen, in mit Sand ausgekleideten Teilen der Form angeordnet werden; auf diese Weise wird auf dem zylindrischen Walzenballen eine sehr harte „Schreckschicht“ erzielt, die wesentlich härter ist als grau erstarrendes Eisen, während die Zapfen und auch der Walzenkern, weil sie im Sand und im Walzeninnern langsam abkühlen, grau erstarren und damit gut bearbeitbar und genügend zäh werden. 1832 ging man daran, die für Itzelberg benötigten Walzen auf diese Weise zu gießen; aber erst nach Überwindung vielfacher Schwierigkeiten beim Guß und insbesondere auch bei der Appretierung (Bearbeitung) gelang 1833 die erste Hartwalze. Solcherart gefertigte Walzen bewährten sich sowohl als Blechwalzen in Itzelberg als auch als Stabeisenwalzen in Unterkochen. In der Folgezeit lieferte Königsbronn Hartwalzen auch für Messingwalzwerke nach Eßlingen, Augsburg und Ulm und bis nach Klagenfurt in Kärnten hin.

Die Wendung der Fabrikation auf die Walze für die Papierindustrie hin begann 1838. Ausgangs der dreißiger Jahre hatten die Papiermacher mit ihren Herstellungsverfahren neue Wege beschritten. Von dem Franzosen Fourdrinier konstruiert, von englischen Maschinenfabriken gebaut, kamen die ersten „kontinuierlich“ arbeitenden Papiermaschinen damals in unser Land. Sie besaßen – wie heute noch – dort, wo der in der Maschine gebildete Papierzug austritt, ein „Glättwerk“, das dem Papier eine besondere Dichte geben soll, um es beschrift- und bedruckbar zu machen. Die Walzen des Glättwerks waren Hartgußwalzen; sie wurden ursprünglich von den Engländern mitgeliefert. Es lag also nahe, die Fabrikation auch solcher Walzen aufzunehmen, als die damals in Heidenheim ansässige Papierfabrik Völter bei der Kgl. Hüttenverwaltung in Königsbronn anfragte, ob sie solche „Chilled rolls“ (Hartgußwalzen) herstellen könnte. Die Anregung hierzu ging von dem „Mechaniker“ der Firma, dem Heidenheimer Schlossermeister Johann Matthäus Voith, aus, dem späteren Gründer der Maschinenfabrik J. M. Voith in Heidenheim. So besteht seit 1838 die Verbindung zur Papierindustrie und den diese beliefernden Maschinenfabriken, die sich in der Folgezeit als außerordentlich fruchtbar für das Werk Königsbronn auswirken sollte.

Das Verdienst, den Hartwalzenguß aufgenommen

und so gefördert zu haben, daß er in verhältnismäßig kurzer Zeit ein beachtlicher Fabrikationszweig des Werkes wurde, gebührt dem Kgl. Hüttenverwalter Weberling, der ein ausgezeichnete Hüttenmann mit vielseitigen metallurgischen Interessen war.

In den Jahren zwischen 1860 und 1875 war es dann besonders der damalige tatkräftige und weitschauende Hüttenverwalter, der spätere Oberbergrat Karl Hermann Reusch, der darauf bedacht war, die Güte der Walzen zu verbessern. Er sah mit klarem Blick, wo die Zukunft seines Hüttenwerkes lag; und da er erkannte, daß bei der Konkurrenz der ungleich größeren, billiger arbeitenden Stahlwerke im Steinkohlenbezirk ein kleines, abseits liegendes, noch vorwiegend auf Holzkohlenbenutzung angewiesenes Werk sich nur durch Erzeugnisse besonderer Art und Güte, die nicht jedermann herstellte, behaupten konnte, tat er alles, um seine „Sonderfertigung“ zu festigen und zu heben und die Einrichtungen für die Walzenfabrikation zu erweitern und auf den technisch bestmöglichen Stand zu bringen.

Auch warb Reusch für seine Königsbronner Walzen sehr erfolgreich. Zusammen mit der Maschinenfabrik zum Bruderhaus in Reutlingen, mit deren Leiter Gottlieb Daimler – dem späteren Erfinder des Vergasermotors – er befreundet war, stellte er 1867 auf der Pariser Weltausstellung einen Kalender mit sechs Hartgußwalzen aus, eine Maschine, die dazu dient, bereits fertigem Papier durch eine weitere glättende Behandlung – man nennt solches „Friktionieren“ oder „Satinieren“ – einen besonderen Glanz zu geben. Für die Walzen erhielt Reusch, ebenso wie das Bruderhaus für die Maschine, eine goldene Medaille, die übrigens heute noch im Besitz des Werkes ist. Selbst in Moskau stellte Karl Hermann Reusch kurze Zeit später aus, wiederum mit einer goldenen Medaille belohnt.

Die Erfolge ließen die Nachfrage nach Walzen wachsen und bestärkten die Hüttenverwaltung, in erster Linie das Walzengeschäft nachdrücklich zu betreiben. Da die vorhandenen Anlagen und Einrichtungen bald nicht mehr genügten, waren Neubauten nicht zu umgehen. 1872/73 entstand ein neues großes Gebäude für die Walzengießerei; es ist noch heute vorhanden und bildet den ältesten Teil der Werksanlagen. Es erhielt einen Laufkran von 20 Tonnen Tragfähigkeit, ein für die damalige Zeit recht beachtliches Hebezeug. Die zugehörige Schmelzanlage umfaßte zwei Flammöfen und einen Kupolofen; letzterer diente nur zum Umschmelzen von Alteisen und Drehspänen. Erst Anfang der neunziger Jahre gelang es dem Hüt-

tenverwalter Herzog, aus dem Kupolofen auch Hartgußwalzen zu gießen. Diese waren wesentlich härter als die Flammofenwalzen. Sie wurden daher von der Papierindustrie letzteren vorgezogen, wie dann bis heutigentags die aus dem Kupolofen gegossene die Walze für die Papierindustrie ist.

Bis um die Wende zum 20. Jahrhundert genügten diese Einrichtungen. Als dann aber für Zeitungsdruckpapier Maschinen bis zu 4 m Breite aufkamen und entsprechend lange und schwere Walzen verlangt wurden, mußten 1905/06 die Anlagen der Walzengießerei vergrößert werden. Damit konnte 1911 der Hüttenverwalter, der spätere Oberbergrat Knapp, der damals das Werk leitete, die seinerzeit größte in Europa hergestellte Walze gießen; sie hatte 710 mm Durchmesser bei einer Bahnlänge von 4200 mm, wog roh etwa 18 t und hatte zum Gießen etwa 25 t flüssiges Eisen benötigt.

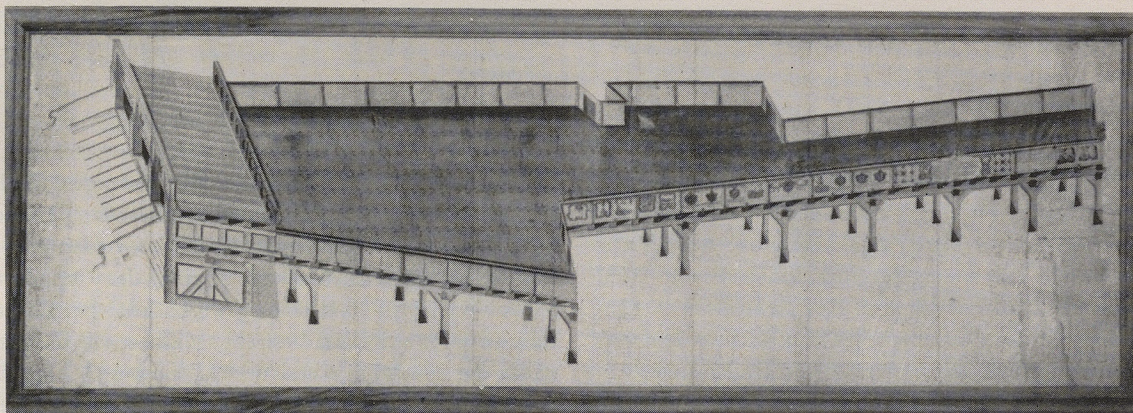
Und nochmals 20 Jahre später war eine Erweiterung des Werkes notwendig, als in Europa die Papierbreiten bis auf 6 m heraufgingen.

Im Spätjahr 1928 wurden die ersten 6-m-Walzen mit 800 mm Durchmesser gegossen.

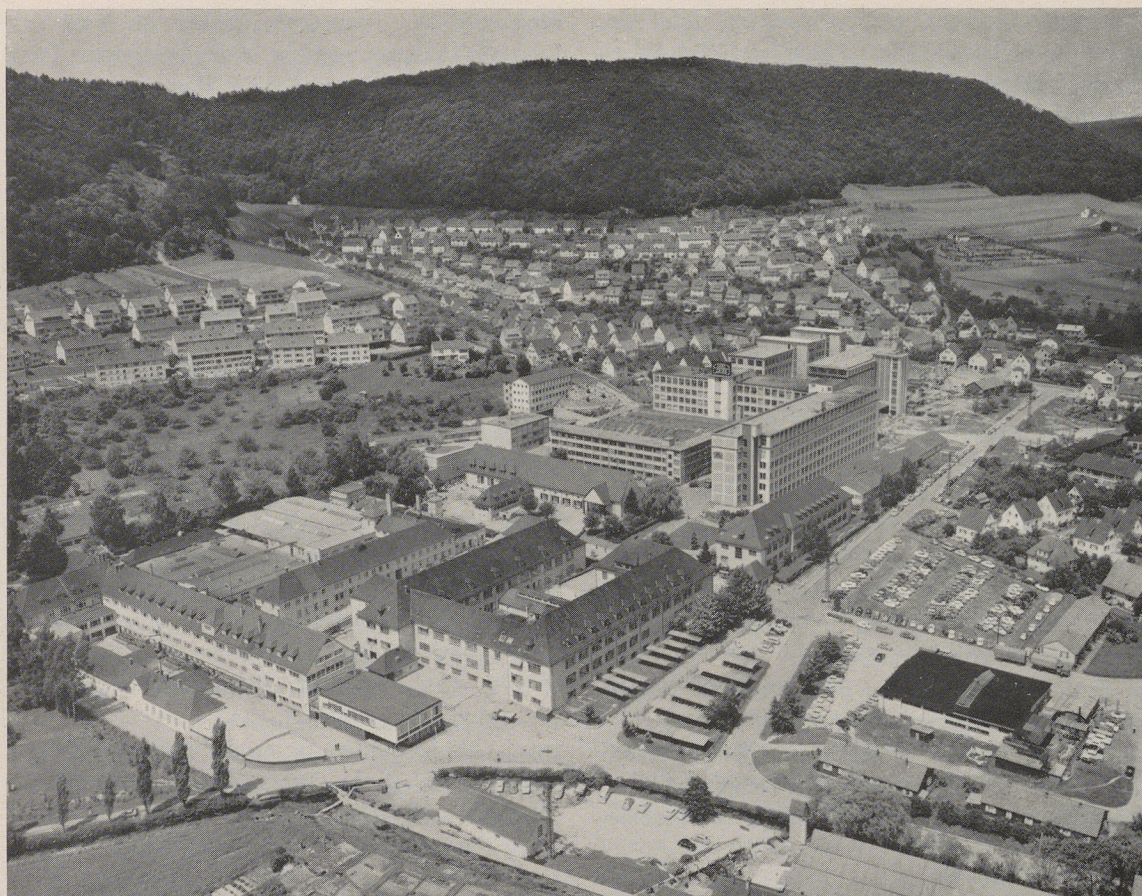
Als nach dem zweiten Weltkrieg der Papierverbrauch in der Welt sprunghaft stieg – in Deutschland beispielsweise von 44 auf 77 kg je Kopf der Bevölke-

rung und Jahr, in anderen Ländern in ähnlichem Ausmaß – kamen besonders in den holzreichen Ländern (Schweden, Finnland, USA, Kanada) eine ganze Anzahl Papiermaschinen zwischen 5 und 7 m Breite zur Aufstellung, an deren Ausstattung mit Walzen Königsbrunn einen recht befriedigenden Anteil hatte. Inzwischen ist nochmals ergänzt und erweitert worden. Damit konnte dann am 16. Dezember 1960 die schwere Unterwalze für das Glättwerk der von J. M. Voith, Heidenheim, gebauten größten Papiermaschine in Europa (für die Anlage Warkaus, Finnland) gegossen und anschließend bearbeitet werden. Die Walze hat einen Durchmesser von 1130 mm und eine Ballenbreite von 8100 mm; sie wiegt fertig bearbeitet 60 240 kg; zum Gießen waren rund 85 t flüssiges Eisen erforderlich. Innerhalb eines Zeitraumes von rund 50 Jahren kann das alte Hüttenwerk zum zweitenmal für sich in Anspruch nehmen, die größte Walze in Europa hergestellt zu haben. Beim Vergleich der beiden Objekte dürfte bemerkenswert sein, daß gegenüber 1911 die Bahnbreite der Walzen auf das Doppelte, die benötigte Eisenmenge auf das Dreieinhalbfache gestiegen ist.

Wie immer in Zukunft die Entwicklung geht, Königsbrunn wird bereit sein, die Aufgaben, die ihm dabei gestellt werden, zu lösen.



„Der eiserne Wasserbau am Brenzursprung“. Zeichnung



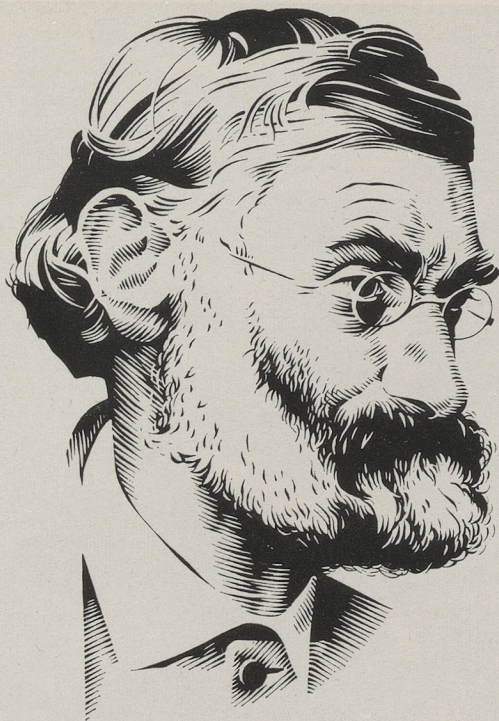
Zeiss-Werk in Oberkochen

Carl Zeiss — neu verwurzelt in Württemberg

Von Günther Weiland

Oberkochen — im Kreis Aalen dicht an der Grenze des südlichen Nachbarkreises Heidenheim gelegen — war noch vor 16 Jahren eine mittelgroße schwäbische Gemeinde mit alteingesessener Industrie und nicht mehr als 2000 Einwohnern. Auf mehr als 8000 Einwohner ist der Ort inzwischen angewachsen und vergrößert sich ständig zu einer aufstrebenden Industriestadt. Dadurch unbeschadet aber fasziniert heute wie damals die herrliche Lage des Ortes in einem Durchbruchstal der Schwäbischen Alb unweit der Kocherquelle.

Oberkochen und ZEISS bieten ein eindrucksvolles Beispiel für die moderne Symbiose von ländlicher Gemeindesiedlung und industriellem Großbetrieb. Mußte, als diese Entwicklung begann, der Ort mit seiner ländlichen und kleingewerblichen Bevölkerungsstruktur vor allem bestrebt sein, unter dem Zustrom der Flüchtlinge und der Arbeiter und Angestellten der ZEISS-Werke seinen eigenständigen, durch Jahrhunderte entwickelten Charakter zu bewahren, so stand das Unternehmen ZEISS vor der entscheidenden Aufgabe, hier einen neuen Anfang



Ernst Abbe



Carl Zeiss

zu finden, ohne seine Geschichte preiszugeben. Einer wohlüberlegten, auf lange Sicht angelegten Stadtplanung und der klugen kommunalpolitischen Anpassung an die Erfordernisse der Situation ist es gelungen, die Eigenart der Gemeinde zu erhalten, und kein Geringerer als Professor Theodor Heuss hat darauf hingewiesen, wie glücklich auch die Verschmelzung der bodenständigen mit der zugewanderten Bevölkerung gelungen ist.

Mittelpunkt des so verwandelten, inzwischen in aller Welt bekannten Ortes aber ist die Firma CARL ZEISS geworden, die hier ihr zentrales Werk errichtete.

Der Neubeginn des aus Jena herübergekommenen Unternehmens stand im Zeichen der Katastrophe. Trümmer und in alle Winde verstreute Mitarbeiter schienen das einzige zu sein, was von einer genau hundertjährigen Tradition übrigbleiben sollte. Denn so lange war es her, aufs Jahr genau, daß Carl Zeiss seinen Betrieb in Jena gegründet hatte, und nur wenige Wochen fehlten bis zum großen Jubiläum, als die Sowjetische Militäradministration im Oktober 1946 den Befehl zur Demontage gab. Und genau ein halbes Jahrhundert war vergangen seit der Errichtung der CARL-ZEISS-STIFTUNG im Jahre 1896, einem Vorstoß in sozialpolitisches Neuland von heute

kaum mehr vorstellbarer Kühnheit. Sie war das Werk Ernst Abbes, den Carl Zeiss, der „Mechaniker“, schon bald als jungen Jenenser Professor zur Mitarbeit gewonnen hatte. Daß binnen kurzem die besten optischen Geräte, die die Welt kannte, aus Jena kamen, war der Erfolg dieser Zusammenarbeit. Otto Schott, der Glaschemiker, der mit seinen Gläsern höchster Qualität vom Material her die Voraussetzungen für eine bis dahin unbekannte optische Präzision lieferte, gesellte sich zu ihnen als dritte der großen Gründergestalten.

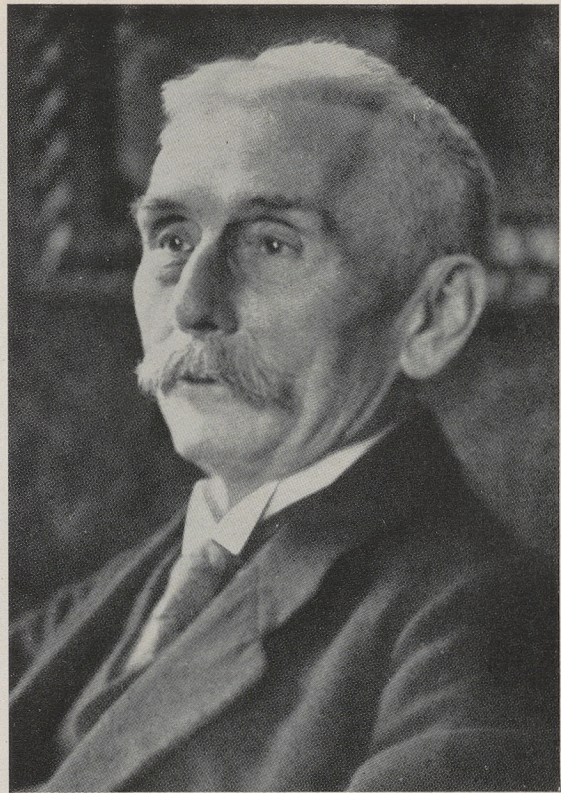
Als das ZEISS-Werk in Jena sich 1946 anschickt, unter Anteilnahme der gesamten Fachwelt Rückschau zu halten auf hundert Jahre glanzvollen Aufstiegs, gerät es in den Strudel des Zusammenbruchs und an den Rand der Vernichtung. Gerade ist nach Kriegsende die Produktion wieder angelaufen, sind nahezu 12 000 Menschen wieder an der Arbeit, da kommt der Befehl zur Demontage. Ende März 1947 sind die Werke der CARL-ZEISS-STIFTUNG zu 94 Prozent demontiert, ist das oberste zu unterst gekehrt, sind die Maschinen samt allen Unterlagen der wissenschaftlichen Forschung und der technischen Fertigung abtransportiert. Kaum aber hat der letzte Lastwagen mit dem wertvollen Beutegut das Werksgelände verlassen, beginnt bereits der Wiederaufbau, und schon

nach einem Jahr sind wiederum 6000 Arbeiter und Angestellte dabei, die alten Kapazitäten neu einzurichten. Doch da steht der letzte, der schlimmste und diesmal tödlich gemeinte Schlag bereits unmittelbar bevor: am 1. Juni 1948 wird das Werk enteignet und der CARL-ZEISS-STIFTUNG entzogen. Die Firma CARL ZEISS wird im Handelsregister beim Amtsgericht Jena gelöscht, ihre Nachfolge übernimmt ein „volkseigener Betrieb“.

Spätestens jetzt wäre es lebensentscheidend gewesen, das Werk vor dem staatlichen Zugriff in Sicherheit zu bringen, wenn nicht um diese Zeit die Neugründung in Württemberg, in der damaligen amerikanischen Besatzungszone, bereits im Gange gewesen wäre. Bei ihrem Abzug aus Thüringen im Juni 1945 hatten die amerikanischen Besatzungstruppen die achtzig bedeutendsten Persönlichkeiten aus der Geschäftsleitung, unter den Wissenschaftlern und Konstrukteuren des Jenaer Werkes mitgenommen und nach Heidenheim an der Brenz evakuiert. Dieses Team war seit Anfang 1946 an der Arbeit, um eine neue Fertigungsstätte für optische Geräte zu errichten. Unbeschreiblich waren die Schwierigkeiten, die die scheinbar ausweglose Nachkriegssituation bot, aber sie wurden überwunden. Das Ergebnis dieser Anstrengungen liegt heute allen sichtbar vor Augen. ZEISS ist wieder ein Begriff mit weltweitem Echo geworden. Sein Hauptwerk ist das neue Unternehmen in Oberkochen. Hier wird bei weitem der größte Teil aller ZEISS-Produkte hergestellt, während für Brillengläser eine Schleiferei in der benachbarten Kreisstadt Aalen in Betrieb genommen wurde und der Schwerpunkt in der Fertigung von Mikroskopen im Zweigwerk Göttingen liegt. Mit 6000 Mitarbeitern, gegenüber 200 im Jahre 1946, bilden diese drei Werke der Firma ZEISS heute wieder eines der größten Unternehmen der optischen Weltindustrie. Es ist zudem ein wichtiges Glied der neuorganisierten CARL-ZEISS-STIFTUNG, die in allen ihr angehörenden Werken mehr als 30 000 Menschen beschäftigt.

Die modernen industriellen Zweckbauten der Firma ZEISS beherrschen in ihrer schlichten Schönheit das Bild Oberkochens. Dieser Ort hat seit der Ansiedlung der ZEISS-Werke sein Gesicht gewandelt, denn der Wiederaufbau der Produktion von ZEISS-Geräten konnte sich nicht mit der Errichtung von Fabrikationsstätten begnügen.

Mit dem Bau von mehr als 2600 Wohnungen und Eigenheimen wurde gleichzeitig ein gewaltiges Wohnungsbauprogramm verwirklicht, an dem sich die Firma ZEISS mit Zuschüssen von 10 Millionen DM



Otto Schott

beteiligte. Dabei sind nicht die für Kindergärten und Spielplätze, Jungarbeiterheim und Schulbau bereitgestellten Gelder einbegriffen. Auf diese Weise half die Firma den vielen „Zeissianern“, die aus allen Teilen Deutschlands herbeikamen, in Oberkochen eine neue Heimat zu finden.

Nicht weniger Probleme als der Neuaufbau des Unternehmens selbst bot die Aufgabe, das durch den Krieg und die wirtschaftliche Depression der Nachkriegsjahre zerrissene Vertriebsnetz neu zu knüpfen. Mit tatkräftiger Unterstützung durch langjährige Geschäftsfreunde gelang es, die Vertriebsorganisation wieder über die gesamte freie Welt auszudehnen. Von der Zentrale in Oberkochen gehen die Fäden zu den Zweigniederlassungen in Berlin, Hamburg, Köln, München und Stuttgart, zu den eigenen Niederlassungen in New York, Sydney, Rio de Janeiro und Tokio sowie zu den Auslandsvertretungen in allen Kontinenten, von Island bis Australien und von Hongkong bis Havanna. Der Name CARL ZEISS hat auf dem ganzen Erdball seinen alten Glanz als Begriff für Präzision und Wertarbeit bewahrt.

Es bedurfte jedoch eines jahrelangen, hartnäckigen

Ringens, um dem jungen Unternehmen das Recht auf dieses Markenzeichen zu sichern. Der „volkseigene“ Betrieb in Jena war von Anfang an bestrebt, dem neuen Werk in Oberkochen den Namen CARL ZEISS streitig zu machen, doch am 15. August 1957 konnte den Freunden in aller Welt mitgeteilt werden, daß nach dem Spruch des Bundesgerichtes „den sowjetzonalen Staatsunternehmen der Produktion und des Handels die Rechte an dem Namen und den Marken der Firma CARL ZEISS im Gebiet der BRD und West-Berlins abgesprochen werden“.

Ein Rundgang durch das Werk und ein Einblick in die Vielfalt der Aufgabenstellung und der teilweise hochkomplizierten Arbeitsvorgänge versetzt den Be-

sucher immer wieder in Erstaunen. Die grundsätzlich geforderte Spitzenqualität macht die menschliche Arbeitskraft weitgehend unentbehrlich und setzt einer Rationalisierung der Fertigung enge Grenzen, so daß Wirtschaftlichkeit nur durch „lohnintensives“ Arbeiten zu erreichen ist.

Wer die Vorhalle des Ausstellungsraumes im CARL-ZEISS-Werk in Oberkochen betritt, sieht sich den Büsten von Carl Zeiss, Ernst Abbe und Otto Schott gegenüber. Sie bezeugen mit Tradition und Geschichte das Vermächtnis der Gründer. Der Stolz auf diese Tradition und das Bewußtsein ihrer Verpflichtung sind die geistigen Grundlagen des in Oberkochen neuerbauten Unternehmens.

Vom alten Kleinbauernhaus im früheren Oberamt Heidenheim

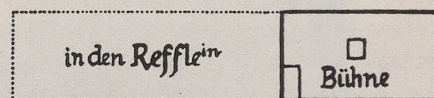
Von Max Lohß

Mit 4 Abbildungen und 1 Plan vom Verfasser

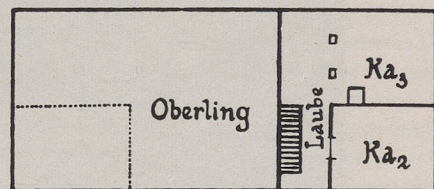
Bei der gegenwärtigen, mit zuweilen fast revolutionärer Schnelligkeit sich vollziehenden Umstellung in unseren bäuerlichen Betrieben ist es bei allem Verständnis für die landwirtschaftlich unumgänglich fortschrittliche Entwicklung für die Hausforschung um so notwendiger, den Blick öfters nach rückwärts zu wenden. Dabei war und ist es vielfach reizvoll, gerade in solchen Gegenden und „Nestern“ Umschau zu halten, in denen für obenhinige Beurteilung „nichts los“ war. Die alte Oberamtsbeschreibung von Heidenheim (vom Jahr 1844) berichtet in dem Abschnitt „Gebäude“ (S. 40) u. a. „Auf dem Lande sind die meisten Häuser einstöckig, mit steinernem Sockel und geriegelt. Im Gegensatz zu den fortgeschrittenen Orten des Brenzthaales bilden die Strohdächer auf der Alp dagegen die Regel und werden auch auf den neuen Häusern wieder angebracht, weil sie auf jenen Höhen offenbar mehr Schutz gewähren als Ziegeldächer. An den meisten Orten sind Haus und Scheune unter einem Dach gebaut . . .“ Und nun wenden wir uns dem „höchstgelegenen und rauhesten Bezirk des ganzen Oberamts“ zu mit der Gemeinde Zang, einst dem nahen Kloster Königsbronn zugehörig, dem späteren ev. Pfarrdorf mit damals 704 Einwohnern (im Jahr 1906 waren es nur noch 430) in vorwiegend „armseligen, strohgedeckten“ Wohnhäusern. Um 1930 hatten mehrere noch Strohbedachung; heute keines mehr. Der alten Grundform des Kleinbauernhauses jener Gegend entspricht heute noch am ehesten das „Seldnerhaus“ Wannenwetsch.

Hier möchten wir von dem abgetragenen Haus Adam Fähnle berichten. Der Grundriß (9×20 m) ist denkbar

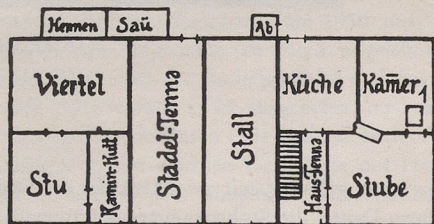
einfach. Der untere Gang im Wohnteil heißt Haustenne', rechts hinein zur Stube mit dem üblichen, schlichten Hausrat. Der „altdeutsche“ Ofen hatte die für die Hochalb besonders bezeichnende schräge Stellung, von der



13



12



1

Zang. Plan des Seldnerhauses Adam Fähnle



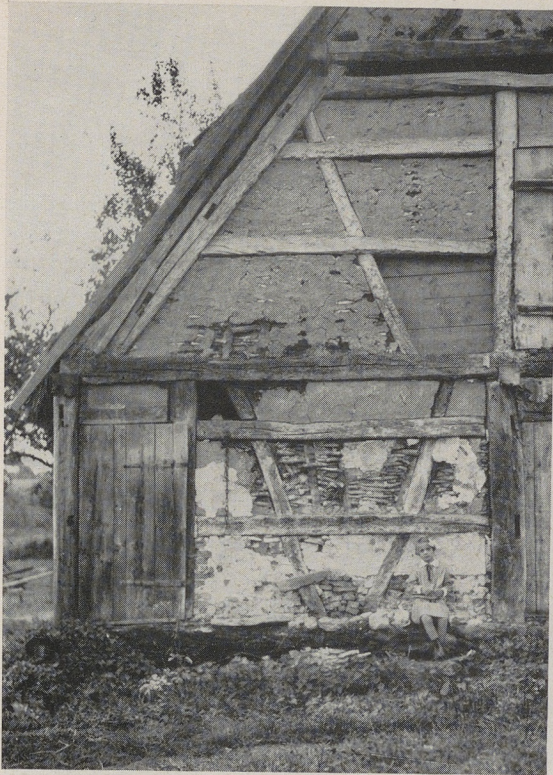
1. Zang. Seldnerhaus Adam Föhnle (um 1930)



2. Rückseite des Seldnerhauses Föhnle

„Kuche“ aus gefeuert, mit zwei Dritteln die Stube und mit einem Drittel die Stubenkammer erwärmend; in diesem Schlafrum der Hauseltern, gleich bei der Tür die „Kellerfall“, dem Zutritt zur Kellerstiege und dem nur

etwa 1 m tiefen Keller mit einigen unumgänglichen Mostfäße und sonstigen Vorräten. In diesem einfachen, ja primitiven unterirdischen Vorratsraum fühlte man sich unwillkürlich an die Vorrats- und Wohngruben bei Ta-



3. Zang. Scheidewand im früheren „Altschulzenhaus“
(um 1930)



4. Zang. Alter Herd aus dem früheren Forsthaus
(um 1930)

citus erinnert (Germania, 16. Stück; . . . *subterraneos specus . . . receptaculum frugibus . . .*).

Vom Haustenne' auf einer Stieg' hinauf in den ersten Dachstock (Plan, A 2), zunächst in den oberen Hausgang, die „Laube“. Rechts davon zwei Kammern (zwue' Kähme're'), beide als Schlafräume der Kinder; die hintere offen auf die Laube. Über eine weitere Stieg' hinauf durch eine Falltür (d' Fall') zur Frucht-Bühne. Hier sichtbar die vielfach krummen Sparren; statt der Dachlatten runde und halbrunde birkene Prügel; an diesen das Dachstroh mit Wieden" (flechtbaren Zweigen) festgebunden. Wohnteil und Stadel sind getrennt durch eine „schühige“ Wand (schie'ge' Wa'd; d.h. 1 „Schuh“ dick!). Wie eine solche beschaffen war, zeigt Abb. 3 vom früheren Altschulzenhaus; dieses hatte einen „schrägen Stuhl“ im Dachstock (s. linke Dachschräge). Unten im zweiten Fach vom Erdgeschoß wird deutlich, wie man eine solche alte „Wand“ einst „wand“: Um die, in Nuten der waagrechtan Balken aufrecht eingespannten Latten wurden die biegsamen Stecken und Ruten gewunden; das Geflecht hernach mit Lehm verpatscht (s. die Gefache im Dachstock!). Der bäuerliche Fachausdruck hier herum ist „'zäunte Wand“ (Za'eda wa'd; Mehrz. wenda); vgl. Schwäb. Wörterbuch 6, I, 1064/65: „Der alte Bau ist mit gezeinde Wenden gemacht“ (Tübingen 1666). Die-

selbe Bedeutung hat schwäbisch „g'schliert“ oder „g'stickt“; Näheres s. M. Lohß, Vom Bauernhaus in Württemberg (1932), S. 40; Abb. 76 und 77. Die Technik des Zäunens und Wandflechtens ist uralt und z. B. auch schon in einer jungsteinzeitlichen Pfahlbauernsiedlung in Arnach bei Waldsee (1936) festgestellt worden.

Zum Wohnteil wäre noch zu rechnen eine kleine Ausdingwohnung (Plan, A 1 linke Ecke) mit Stube und kleiner Küche mit aufgemauertem Herd und Rauchfang (Kaminkutt). Zu den Bezeichnungen im linken, landwirtschaftlichen Hausteil s. M. Lohß, Beiträge aus dem landwirtschaftlichen Wortschatz Württembergs (1913), Karte 1: Scheuer und Stadel; Viertel (= Barn); Reffle' (= Stangen); zu Oberling s. ebda., Karte 2.

Unsere Abbildung 4 stellt den alten Herd dar aus dem nahegelegenen, früheren Forsthaus (um 1930 auch noch strohgedeckt). Am aufgemauerten Herd angelehnt die zweizinkige Ofengabel, die Äsche'schaufel und das hölzerne, hohle „Ofe'roahr“; es ist ausgebohrt (ausboare't) und diente zum Feueranblasen (wie weiland in der Stadt der Blas'balg'). In der eisernen Deckplatte des Herdes, der „Brill“, hängen die Kunsthäfen (Konschthäfe'). Rechts von der „Bäure“ das feuerhelle Ofenloch. Oberhalb der untere Rand vom Rauchfang (der Kaminkutt, Khemmich –) als Hafenbrett (Häfe'briht).

Das Museum auf Schloß Hellenstein

Von Albert Walzer

Das Heimatmuseum Heidenheim ist heute aus zwei Gründen besonders sehenswert. Einmal wegen der Bedeutung und künstlerischen Eigenart der Räume, in denen es auf Schloß Hellenstein untergebracht ist, und dann, weil es darin ausgesprochen modern aufgemacht wurde. Die Sammlung ist auch früher schon in der Schloßkapelle und im anschließenden Vogteisaal gezeigt worden. Professor Eugen Gaus hatte sie 1902 dort zugänglich gemacht. Aber damals war noch alles verbaut. Erst in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre sind die Räume im Zusammenhang mit notwendigen Instandsetzungsarbeiten endlich wieder entsprechend hergestellt worden. Die Bauabteilung des Finanzministeriums und das Gmünder Staatl. Hochbauamt haben alle Sorgfalt walten lassen, um damit dem noch intakt gebliebenen Schloßteil wieder seine alten, beachtlichen Akzente zu geben.

Jetzt wird das Eigentümliche an der Heidenheimer Schloßkapelle erst recht sinnfällig. Herzog Friedrich I. (1593–1608) hat sie um 1600 bauen lassen, weil er bei der Überfahrt nach England in einen Sturm geraten war und für seine Rettung in den Schlössern Hellenstein, Neustadt und Waldenbuch Kapellen zu bauen gelobt hatte. Merkwürdig, wie sehr das noch an vorreformatorische Motivbräuche erinnert. Aber das ist weniger wichtig, als daß man sich bei dem Bau der Kapelle auf Schloß Hellenstein dann unverkennbar an das Vorbild der 1562, also ungefähr vierzig Jahre zuvor von Aberlin Tretsch in den südwestlichen Flügeltrakt des Stuttgarter Alten Schlosses eingebauten Kirche gehalten hat. Sie war der erste Kirchenbau, bei dem der Protestantismus seine eigenen Vorstellungen von einem ihm gemäßen Kultraum verwirklichen konnte. In den Städten und Dörfern sind einfach die vom Mittelalter überkommenen Kirchen weiter benutzt worden, auch wenn sie in ihrer Form noch von der Eigenart des katholischen Gottesdienstes bestimmt waren. Die Stuttgarter Schloßkirche ist seinerzeit von Fritsch¹ geradezu als Mutterkirche des ausgesprochen protestantischen Kultbaus bezeichnet worden. Sie ist aber 1865 von A. Tritschler „neugotisch“ renoviert worden. Dagegen hat die Kapelle auf Schloß Hellenstein bei ihrer Erneuerung wieder ihren alten Renaissance-Charakter bekommen, wenn auch die meisten ehemals an der Emporenbrüstung angebrachten Reliefs und Figuren in der Zwischenzeit verlorengegangen sind².

In der Kapelle auf Schloß Hellenstein ist das Stuttgarter Vorbild dann in einer sehr bezeichnenden Weise weiterentwickelt worden. Der Chor wurde unterteilt. Der obere Raum war für die Sänger und Musikanten, wahrscheinlich auch für eine Orgel bestimmt, im unteren befand sich der Altar. Gewiß, er war damit nach wie vor vom

Gemeindehaus getrennt, in eine gesondert behandelte Architektur gestellt. Aber man hat ihm offensichtlich nicht mehr die grundlegende Bedeutung wie in der vorreformatorischen Zeit zugemessen. Sonst hätte man sich nicht getraut, den gleich großen Raum in der gleichen Aufmachung darüber noch einmal für die Kirchenmusik und damit für einen – vom Mittelalter her gesehen – weit weniger entscheidenden Zweck zu wiederholen. Und vor allem, er ist nicht mehr die zentrale Stelle, auf die der ganze Kirchenraum zuläuft. Das Gemeindehaus ist im Gegenteil quer vor den Chor gelegt und hat damit spürbar an Eigenbedeutung gewonnen. Das war schon in Stuttgart vorgebildet. Dabei wirkt der Chor fast nur noch wie ein Anhängsel an den Gemeinderaum. In Heidenheim fehlt heute die Kanzel. Sie war dicht neben dem Eingang zum Chor auf der linken Seite angebracht und dort mit dem Altar zusammen zum Zentrum des Raums geworden. Im Mittelalter hat man sie weit von ihm abgerückt, weil nur das Wunder der Wandlung, das sich auf ihm vollzog, entscheidend war und deswegen nichts den Blick auf den Altar ablenken durfte. Daß die Gemeindehalle davor eine von Schmalseite zu Schmalseite führende Empore bekommen hat und so zu einer Art Hörsaal geworden ist, zeigt erst recht, wie sehr jetzt das Wort an Bedeutung gewonnen hat. Von den Seitenplätzen unten und oben ist der Altar kaum noch zu sehen, aber der Prediger auf der Kanzel ist jedem ins Blickfeld gerückt. Auf der nächsten Entwicklungsstufe ist in der Barockzeit die Kanzel noch vollends in die Mitte und damit unmittelbar über den Altar gesetzt worden. Dann dominiert sie noch deutlicher. Die 1765 erbaute Stadtkirche im nahen Aalen ist ein spätes Beispiel dafür.

Zur Schloßkapelle kommt der wieder hergestellte Vogteisaal. Er wird ursprünglich eine ähnliche, verhältnismäßig schlichte, hölzerne Kassettendecke gehabt haben wie sie in anderen altwürttembergischen Schlössern, z. B. in Leonberg, Waldenbuch und Neuenbürg in kleineren Räumen bis heute noch erhalten sind. Sie ist sicher damals entfernt worden, als man zur Verstärkung des zum Lagern von Getreide benützten Bühnenbodens geradezu einen Wald von Holzstützen einziehen zu müssen geglaubt hat. Die jetzige Kassettendecke ist Stuck.

Zur Kapelle und zum Vogteisaal kam noch der ehemalige herzogliche Leibstall, in dem jetzt die „Indische Sammlung“ untergebracht ist. Man hat ihn bisher wenig beachtet. Bei der Restaurierung wurde er mit einem Plattenboden ausgelegt und jetzt spürt man erst, wie wohl proportioniert und repräsentativ solche Nebenräume in der späten Renaissance gestaltet wurden.



Der Vogteisaal

Aufnahme Gottfried Planck

Er ist fast quadratisch, und durch die vier eingestellten, das Gewölbe tragenden Säulen wird das noch betont. Man fühlt deutlich das Geometrische, das den Grundriß bestimmt. Alles in diesem Raum ist maßvoll, gebunden, System. Und doch wirkt es nicht bedrückend und einengend.

Schließlich sind im Anschluß an den Vogteisaal vom Heimat- und Altertumsverein Heidenheim noch weitere sechs Räume der ehemaligen Vogteiwohnung für das Museum hergerichtet worden. In einem davon waren noch Reste der ursprünglichen Vertäferung erhalten. Sie sind jetzt ergänzt worden, so daß wenigstens noch ein Beispiel für die frühere Ausstattung solcher Zimmer zu sehen ist.

*

Die Neuaufstellung des Museums mußte natürlich so erfolgen, daß die Räume schon durch ihre Architektur als Sehenswürdigkeiten wirken. Bei der Schloßkapelle war das verständlicherweise am schwierigsten. Die Lösung war, die Vitrinen zu einem schmalen Band unter der Empore zusammenzufassen, das deren Horizontale

wiederholt. In die Mitte wurde eine mächtige Y-förmige Nur-Glasvitrine gestellt, die mit ihren gespreizten Armen vom Querraum zum Chor überleitet. Im Vogteisaal steht zwar schon gleich beim Eingang eine 8 m breite Vitrine, aber auch sie ist wie alle anderen nur aus Glas. Das gibt keine festen Barrieren in den Raum. Dabei sind die weiß getünchten Wände so wenig wie möglich für Ausstellungszwecke genützt. Zusammen bleibt der Raum so verblüffend leicht und weit. Der Leibstall ist mit der Anordnung der Vitrinen in seiner Gesetzmäßigkeit noch unterstrichen worden.

Im übrigen ist die Aufstellung so großlinig, klar und streng-nüchtern wie möglich.

*

Nun zu den Beständen. Heidenheim besitzt nach dem Württ. Landesmuseum Stuttgart mit dem Keckenburgmuseum in Schwäb. Hall zusammen die ansehnlichste vor- und frühgeschichtliche Abteilung des Landes. Besonders reich ist die Sammlung auf dem Hellenstein an imponierenden hallstattzeitlichen Gefäßen und römischen

Funden. In Heidenheim war bekanntlich ein römisches Kastell. Alle Bestände sind jeweils in den Rahmen eines ergänzenden Überblicks über die sonst noch im Kreis Heidenheim gefundenen Spuren des betreffenden Kulturkreises gestellt. Dadurch ist die vor- und frühgeschichtliche Sammlung in der Heidenheimer Schlosskapelle vor allem auch für Schulen besonders lehrreich.

In der volkskundlichen Sammlung im Vogteisaal sind Ausgrabungsfunde aus mittelalterlichen Burgen der Umgebung: Münzen, Werkzeuge, Waffen und vor allem tönernen Pferdchen und Puppen, also verhältnismäßig seltenes Kinderspielzeug von damals. In einer anderen Vitrine sind Maße und Gewichte, dann wieder Hausgeräte der verschiedensten Art. Selbst das Bügeleisen für die Halskrausen fehlt nicht. Man sieht weiter Bestecke, Springerlesmodel und andere Backformen, irdenes und kupfernes Küchengeschirr, große kupferne Wassergelten, Zinnkrüge, Gefäße aus Fayence und Glas, kurzum alles, was das alte Kunsthandwerk zur ehemaligen bürgerlichen Kultur beigetragen hat.

Dazu kommen Zunftaltertümer, Zunftzeichen aus Zinn für den Stammtisch und aus Blech zum Anhängen ans Wirtshauschild, Zunftpokale – die Heidenheimer Schuster haben sich einen in Form eines Schuhs machen lassen – prachtvolle Zunfttruhen usw.

Schließlich besitzt das Museum bereits heute schon äußerst selten gewordene Kostüme aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und vor allem auch aus der Zeit des Jugendstils. Wir haben ihn ja zum Teil noch selber erlebt. Aber von diesem ersten Versuch einer eigenen Formgebung nach der ewigen Wiederholung historischer Stile im 19. Jahrhundert hat sich außer graphischen Blättern nur noch wenig erhalten. Um so beachtlicher sind diese Kostüme im Museum auf Schloß Hellenstein.

In den nächsten Räumen werden gemalte Bauernmöbel, volkstümliche Bilder und bauerliche Trachten aus der Umgebung gezeigt. In einem der anschließenden Zimmer ist auf die Anfänge der Schwerindustrie im Brenztal, vor allem auf das Heidenheimer und das Königsbrunner Hüttenwerk verwiesen, ebenso auf den Heidenheimer Leinwandhandel. Im Haus der ehemaligen Leinwandhandels-Kompanie ist die erste Kattundruckerei entstanden. Später wurde es als Verwaltungsgebäude für die Württ. Kattunmanufaktur Heidenheim benützt. Was sich im 19. Jahrhundert aus diesen Anfängen entwickelt hat, zeigen die nächsten zwei Zimmer. Man kann in Heidenheim bekanntlich mit Stolz auf eine ganze Reihe von Weltfirmen hinweisen. Dabei ist es auch weiterhin bei der alten Zweiteilung geblieben: Die Heidenheimer Industrie verarbeitet in der Hauptsache Eisen und stellt Textilien her. Durch diese Fabriken hat sich das Stadtbild namentlich in der letzten Jahrhunderthälfte weitgehend verändert und vergrößert.

Den Abschluß bildet ein Raum mit einem der ersten Autos von Gottlieb Daimler. Es ist als Geschenk nach Heidenheim gekommen, also ein Zufallstreffer. Aber zwischen Daimler und Friedrich Voith bestanden tatsächlich enge freundschaftliche Beziehungen. Beide haben in Heidenheim eine Zeitlang an der Entwicklung eines Kohlenstaubmotors herumlaboriert. Friedrich Voith, Daimler und Graf Zeppelin haben sich auf der Techn. Hochschule in Stuttgart kennengelernt. Sie verkörpern die erste große Schicht der Erfinder und Unternehmer, die unsere engere Heimat weithin bekannt gemacht haben.

Zum Museum auf Schloß Hellenstein gehört schließlich noch die „Indische Sammlung“. Der Heidenheimer Alfred Meebold, ehemals Direktor bei der Württ. Kattunmanufaktur, hat sie auf seinen Reisen zusammengetragen. Sie sprengt natürlich den Charakter eines Heimatmuseums. Aber hätte man sie deswegen verkommen lassen sollen? Mit dem Geglitzer ihrer vielen Silberschmucksachen, den phantastischen Tanzmasken, den vergoldeten Schatullen und den bunten Farben ihrer herrlich bestickten, gebatikten und bedruckten Stoffe wirkt sie im ehemaligen Leibstall wie eine Märchenschatzkammer. Sie will weniger Wissen als Freude an den für uns zunächst phantastischen, besonderen Kulturen Vorderindiens, Hinterindiens und Tibets verbreiten. Nach Abzug der unwesentlichen Bestände hätte es zu keiner einigermaßen abgerundeten wissenschaftlichen Ausstellung gereicht.

Alles in allem hat das Schloß und Museum auf dem Hellenstein wesentlich gewonnen. Heidenheim, das an Baudenkmälern und kulturgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten sonst nicht allzu reich ist, hat deswegen den beiden Männern, die diese Instandsetzung und Neuaufstellung betrieben haben, Rektor Fritz Schneider und Dr. med., Dr. phil. h. c. Werner Walz, der erst vor kurzem verstorben ist, viel zu verdanken.

¹ Fritsch: Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart, herausgegeben von den vereinigten Berliner Architekten, Berlin 1893. – ² Die vier Stuckreliefs, die sich noch erhalten haben, sind wieder an der Emporenbrüstung angebracht worden. Sie stellen den Sündenfall, die Sintflut, die Geburt Christi und die Anbetung der Hirten dar. Ihr Schöpfer ist der gleiche Gerhard Schmidt aus Braunschweig, der 1597 und 1603 im großen Saal und in der Kapelle von Schloß Weikersheim und um 1604, also offenbar gleichzeitig wie in Heidenheim auch in der Freudenstädter Stadtkirche gearbeitet hat (Baum: Württ. Vierteljahresshefte, 1906, Seite 184; E. Gradmann: Die Kunst und Altertumsdenkmale des Oberamts Heidenheim, 1913, Seite 59, Abb. 27 bis 29, Seite 51–59).

IN MEMORIAM

Dr. Dr. h. c. Werner Walz

Von Hanns Voith

Meine Liebe zur Schwäbischen Alb und zur weiteren Umgebung der Heimatstadt über die Grenze ins Bayerische hinaus war ursprünglich eine romantische, in Naturstimmungen schwelgende Neigung. Erst um das Schwabenalter herum gewann ich eine neue Betrachtungsweise, nicht von ungefähr, sondern angeregt durch einen aus Stuttgart zugereisten Mitbürger, Dr. med. Werner Walz, der etwa Mitte der zwanziger Jahre die gynäkologische Abteilung am Kreiskrankenhaus übernahm. Daß er in diesem Beruf ein Meister war, haben wir durch seine treffliche Assistenz bei sechs Geburten in unserem Haus erfahren. Er hatte aber noch andere Eigenschaften, mit denen er uns Freude machte: seine umfassenden und dauernd mit großem Fleiß vermehrten Kenntnisse nicht nur des griechisch-etruskisch-römischen Altertums, sondern auch der Urgeschichte der Menschheit, der Paläontologie, der Archäologie, zurück bis zur frühen Steinzeit. So mußte auch sein Interesse für Ausgrabungen besonders groß sein. Allmählich knüpfte er persönliche Verbindungen mit bekannten Gelehrten an, besonders mit einem Sohne der Stadt Heidenheim, Kurt Bittel, dem Erforscher der hethitischen Kultur, Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Istanbul, der durch seine Ausgrabungen in Kleinasien bekannt wurde. Werner Walz verbrachte im Lauf der Jahre mit seiner Gattin viele Ferien in fremden Ländern, besuchte Ausgrabungsstätten verschiedener Gelehrtengruppen und entlegene Fundstätten in Griechenland, Italien und Frankreich, aber auch in Mesopotamien, Kleinasien, ja in Tunis. Diesen Reisen ging ein genaues Studium der Literatur voraus, so daß der Augenschein, verbunden mit hervorragenden Aufnahmen, zur Bestätigung des schon Gewußten werden konnte. Mehr und mehr füllten sich die Bücherregale an den Wänden seiner Wohnung; schließlich wurden seine gründlichen Kenntnisse und seine Begeisterung durch die Verleihung eines Ehrendoktors der Universität Tübingen anerkannt.

Trotz dieser weitschweifenden strapazenreichen Exkursionen verminderte sich sein Interesse für die Zeugnisse alter Zeiten in der nächsten Umgebung nicht. Als Vorstand des Altertumsvereins veranstaltet er unermüdlich Besichtigungen für die Mitglieder und fördert mit ganzer Kraft die Gestaltung des Museums auf dem Schloß derart, daß es als eines der schönsten und am besten eingerichteten Heimatmuseen Süddeutschlands gilt.

In jenen Jahren vor dem zweiten Weltkrieg, bald nachdem er sich in Heidenheim niedergelassen hatte, öffnete er uns die Augen für bis dahin nie bewußt Gesehenes,

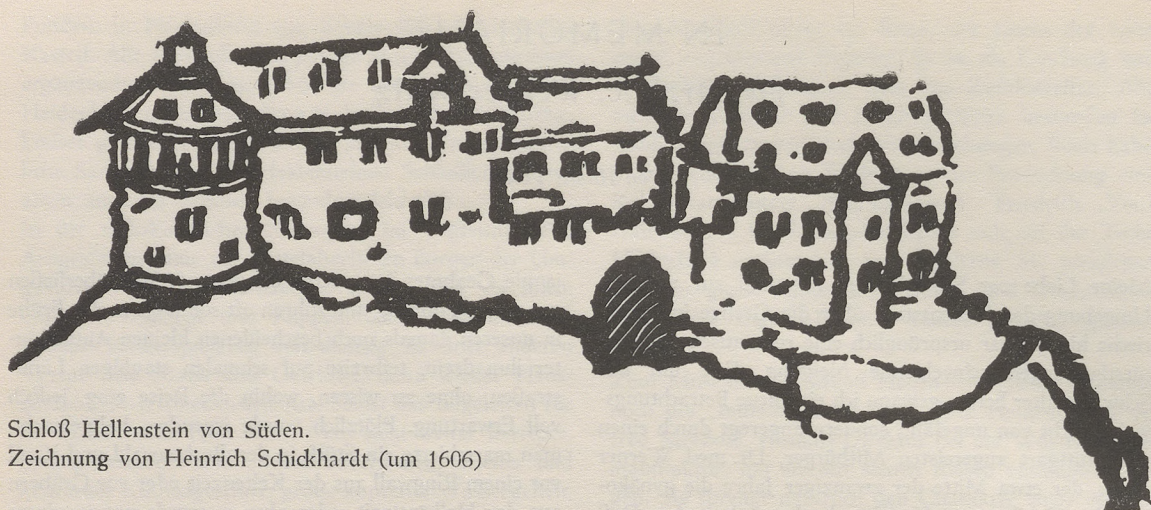
ja nie Geahntes in unserer Umgebung. Wir überließen uns seiner Führung und fuhren oft sonntags in der Frühe in unseren damals noch bescheidenen kleinen Autos hinter ihm drein, teilweise auf schmalen staubigen Landstraßen, ohne zu wissen, wohin die Reise ging, jedoch voll Erwartung. Plötzlich wurde irgendwo haltgemacht, man marschierte ein Stück in den Buchenwald und stand vor einem Ringwall aus der Keltenzeit oder vor Gräbern aus der Hallstattzeit, oder aber es wurde uns in einem einsamen Dorf hinter dem Altar ein früher Christus am Kreuz gezeigt. In den romanischen Relikten und den vielen Barockklöstern und Kirchen war Werner Walz ebenso bewandert. Unvergesslich ist mir eine ergiebige Fahrt an Pfingsten, die uns über die alten Städte Lauingen, Dillingen, Höchstädt an der Donau entlang bis Ingolstadt, Kloster Welden und Regensburg brachte.

Den Höhepunkt bildeten aber die aufregenden Grabungen am Vogelherd, einer Eiszeitjägerstation, durch Gustav Riek vom Urgeschichtlichen Institut der Universität Tübingen. Durch ein Dachsloch in der sonst ganz und gar mit Schutt gefüllten Höhle, in dem Steinwerkzeuge gefunden wurden, kam man auf die Idee, nachzugraben und die ganze Höhle sorgfältig auszuräumen. Man fand viel – es gibt ein Buch darüber –, was für den Kenner hochinteressant ist, vom Laien jedoch nicht gleich geschätzt werden kann, aber es wurde etwas entdeckt, das auch uns begeisterte. Man fand kleine, aus dem Elfenbein der Mammutstoßzähne gearbeitete Tierfiguren, ein Mammut, ein Wildpferd und andere von einer so treffenden Realistik, daß wir uns nicht genug wundern konnten, wie diese frühen Menschen trotz ihrer Primitivität und ihres sicher harten Lebenskampfes Zeit und künstlerischen Sinn genug hatten, solches zu schaffen. Meist fuhren wir damals abends noch hinüber an den Fundort nach Stetten und saßen in dem bescheidenen Dorfwirtshaus, gespannt wartend, ob Riek vielleicht wieder auf etwas Neues gestoßen war, das er aus der Tasche zu ziehen pflegte, um es uns auf den Wirtstisch zu legen.

In manchen Vorträgen mit Lichtbildern und Photographien im Hause Walz – Peter Goessler sprach einmal über die Philhellenen – wurde uns vieles genauer übermittelt, was uns bewegte und bildete. Wir lernten von Werner Walz ein „Sich-Wundern-Können“ besonderer Art, für das wir wahrhaft dankbar sein durften.

Aus „Im Gang der Zeiten“.

Erinnerungen von Dr. Hanns Voith
Tübingen, Rainer Wunderlich Verlag
Hermann Leins, 1960.



Schloß Hellenstein von Süden.
Zeichnung von Heinrich Schickhardt (um 1606)

Die Entwicklung der Bevölkerung im Kreis Heidenheim

Von Karl Döttinger

Die Bedeutung einer Landschaft hängt in vieler Beziehung davon ab, wie zahlreich und dicht ihre Bevölkerung im Vergleich mit der näheren und weiteren Umgebung ist. In dieser Hinsicht hat sich die Bedeutung des Kreises Heidenheim in den letzten Jahrhunderten bis in die Gegenwart herein ganz wesentlich geändert, so daß ihm heute eine viel wichtigere Stellung zukommt als früher.

I. Die Bevölkerungsentwicklung bis 1800

Die Gebiete der alten Herrschaft Heidenheim, wie auch diejenigen, die 1938 bei der Neueinteilung der Kreise von den Kreisen Neresheim und Ulm zum Kreis Heidenheim kamen, gehörten einst wohl immer zu den schwächer besiedelten und dünner bevölkerten Gebieten unseres Landes. Große Teile des Bezirks waren für die damalige Haupterwerbsquelle, die Landwirtschaft, nur wenig geeignet. Wohl gibt es im Kreis ausgedehnte fruchtbare und ertragreiche Flächen, aber daneben gibt es auch Gebiete, die eine ersprießliche landwirtschaftliche Nutzung

nicht zulassen. Im Brenztal sind große Flächen naß und versumpft; in den Seitentälern lassen die Fels- und Geröllhalden sowie ausgedehnte Flächen mit geringer Bodentiefe, die schnell austrocknen und allenfalls für Waldbau und Schafweiden in Betracht kommen, eine landwirtschaftliche Nutzung nicht zu.

Gewerbe und Handel wurden immer lebhaft betrieben, aber hatten nur örtliche Bedeutung. Zwar kam der ausgedehnten Leinenweberei und den Schmelzöfen in Königsbronn und Heidenheim überörtliche Bedeutung zu, doch gegen Ende des 18. Jahrhunderts lagen auch diese Erwerbszweige sehr darnieder. Der Durchgangsverkehr durch das Brenztal von Aalen nach Ulm und der Handel auf der alten Verbindungsstraße von Ulm über Giengen – Neresheim – Nördlingen nach Nürnberg haben zur Förderung des Wirtschaftslebens ihr Teil beigetragen. Ein großes Hemmnis durch alle Jahrhunderte bildete die räumliche Trennung der Herrschaft Heidenheim vom Herzogtum Württemberg. Die Herrschaft bildete bis 1803 eine Exklave, die im Westen von den ritterschaftlichen Gebieten der Degenfeld und Wöllwarth und den reichs-

städtischen Gebieten Ulms und Gmünds vom Stammland getrennt war. Eine gute Straße nach Stuttgart fehlte bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Über die Bevölkerung in früheren Jahrhunderten besitzen wir wenig zuverlässige Angaben; man ist meist auf Rückschlüsse und Schätzungen angewiesen. Die gesamte Bevölkerungszahl mag in der alten Herrschaft Heidenheim auch in der günstigsten Zeit wohl kaum über 20 000 betragen haben. Rechnet man noch die 1938 dazugekommenen Orte auf dem Härtsfeld und im Süden des Kreises dazu, dann dürfte die Einwohnerzahl nur wenig mehr als 25 000 betragen haben.

Die größte und schwerste Einwirkung auf die Bevölkerungsentwicklung hatte der 30jährige Krieg, der nach der Schlacht bei Nördlingen im August 1634 sich besonders verheerend auswirkte. Ein großer Teil der Bevölkerung wurde durch Krieg, Mord, Brand, Plünderungen, Seuchen und Hungersnot vernichtet und ganze Siedlungen zeitweise oder auf immer zerstört. Söhnstetten war nachweisbar 1659/60 noch nicht wieder besiedelt, und Fleinheim gehörte ebenfalls zu den am stärksten mitgenommenen Orten. Besonders schlimm waren die beiden Pestjahre von 1634 bis 1636. In Heidenheim starben vom 25. bis 31. August 1634 25 Menschen. Zur Seuche gesellte sich 1635 der Hunger. Vom November 1634 bis Juni 1635 hat man 36 Menschen auf den Straßen zu und in der Stadt sowie in leerstehenden Häusern und Scheunen tot aufgefunden. Täglich starben 8 bis 15 Personen, die man in Gemeinschaftsgräbern beerdigte. Die Bevölkerungszahl Heidenheims sank während des 30jährigen Krieges von 1200 auf 463, die in Giengen vom 2000 auf 200. Ein ähnlich trauriges Schicksal hatten die anderen Gemeinden im Kreis.

Nach dem Krieg erholte sich die zurückgebliebene Bevölkerung ziemlich rasch. Von 1650 ab fand noch eine beträchtliche Zuwanderung statt bis gegen 1800. Die Einwanderer kamen vor allem aus Gebieten, die unter dem Krieg weniger gelitten hatten, aus der Schweiz und den Alpenländern; auch um ihres evangelischen Glaubens willen Vertriebene aus Salzburg, Steiermark und Kärnten kamen dazu.

II. Die Bevölkerungsentwicklung von 1834 bis zur Gegenwart

Seit der Gründung des deutschen Zollvereins im Jahre 1834 haben wir genaue Volkszählungen. Von 1834 bis 1867 wurde von allen Staaten, die dem Zollverein angeschlossen waren, die Zollabrechnungsbevölkerung gezählt, um die Rechte und Pflichten der Mitglieder nach der Kopfzahl festzulegen. Von 1867 bis 1919 wurde die ortsanwesende und nach 1925 die Wohnbevölkerung durch in regelmäßigen Abständen stattfindende Volkszählungen ermittelt. Alle drei Zählungssysteme weisen nur geringe Unterschiede auf, so daß wir für unsere Zwecke die Ergebnisse miteinander vergleichen können.

1. Die Volksdichte im Kreis Heidenheim im Jahre 1834

Der Kreis wies damals eine Volksdichte von 56 Einwohnern auf einen km² auf und hob sich damit nur wenig von dem Bevölkerungsdurchschnitt der Ostalb ab. Die Dichte der Brenztalgemeinden schwankte zwischen 40 und 115 Einwohner/km².

Die Gemeinden Heuchlingen mit einer Dichte von 86, Dettingen mit 78, Oberstotzingen mit 78 und Hürben mit 65 Einwohner/km² haben als waldarme Gemeinden eine verhältnismäßig hohe Dichte, gegenüber den waldreichen Gemeinden mit ihren vielfach recht großen Markungen. So hat Zang nur 37 und Steinheim sogar nur 32 Einwohner/km². Die Gemeinde Burgberg fällt mit einer Dichte von 252 Einwohner/km² ganz aus dem Rahmen. Hier haben im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Grundherren Ottingen-Wallerstein Schutzgenossen auf den Titel „Freikunst“ angesiedelt und so eine außergewöhnliche Steigerung der Bevölkerung herbeigeführt.

Auf der Hochfläche östlich der Brenz und auf dem Härtsfeld hat die Mehrzahl der Gemeinden eine Dichte von 20 bis 50 Einwohner/km². Über dem Durchschnitt liegen die Gemeinden Dischingen mit 66, Dunstelkingen mit 67, Eglingen mit 64 und Ballmertshofen erreicht mit 78 Einwohner/km² sogar die Dichte der Gemeinde Dettingen auf der westlichen Hochfläche. Die Durchschnittsdichte aller Gemeinden auf den Hochflächen beiderseits der Brenz liegt mit 52,6 Einwohner/km² nur wenig über dem Durchschnitt der Ostalb.

Die Stadt Heidenheim hat mit einer Einwohnerzahl von 2495 eine Bevölkerungsdichte von 105,1 Einwohner/km².

Zusammenfassend können wir im Jahre 1834 eine dünnbesiedelte Hochfläche und eine etwas dichter besiedelte Talzone im Kreis Heidenheim unterscheiden. Die drei größten Gemeinden sind Heidenheim mit 2495, Giengen mit 2107 und Steinheim mit 2036 Einwohnern, also drei nahezu gleichgroße Orte.

2. Die Bevölkerungsentwicklung im Kreis Heidenheim von 1834 bis 1950

Um die Bevölkerungsänderung, die durch das Verhältnis zwischen natürlicher Vermehrung und Wanderung bestimmt wird, im einzelnen verfolgen zu können, teilen wir den Zeitraum von 1834 bis zur Gegenwart in drei Abschnitte ein.

a) 1834 bis 1880

Auf die schwere wirtschaftliche und politische Krise im Anfang des vorigen Jahrhunderts folgte in den 30er Jahren eine durch mehrere gute Ernten verursachte Blütezeit, denen in den 50er Jahren wieder eine schwere, nahezu ein Jahrzehnt anhaltende Krisenzeit folgte.

Die Handwerker hatten unter der Konkurrenz der sich langsam aber stetig entwickelnden Industrie zu leiden, da sich diese Industrien die technischen Fortschritte –

mechanischer Webstuhl, Spinnmaschine, Dampfmaschine – zunutzen machten, das Handwerk aber an der althergebrachten Arbeitsweise festhielt. Auch die Landwirtschaft mußte mehrere schlechte Jahre durchstehen. Mißernten, Hagelschäden, anhaltende Dürre, in anderen Jahren wieder fortgesetzte Nässe, Kartoffelkrankheiten und verheerende Überschwemmungen, insbesondere in den Jahren 1853 und 1854 verschärften die allenthalben vorhandene Notlage. Die politischen Wirren von 1848 und die Reaktion in den folgenden Jahren steigerten die Not. Eine Besserung trat erst in der zweiten Hälfte der 50er Jahre ein.

In diesem Zeitraum hat die Bevölkerung in fast allen Orten zugenommen. Im Brenztal hat zwar die Gemeinde Itzelberg, deren Eisenwerke man in jener Zeit stilllegte, und Niederstotzingen an der Südgrenze des Kreises, wohl durch starke Abwanderung nach Ulm, abgenommen. Alle übrigen Brenztalgemeinden haben ihren Einwohnerstand mindestens gehalten oder eine mehr oder weniger große Zunahme zu verzeichnen. Mergelstetten und Schnaitheim erfreuten sich eines besonders großen Zuzugs. In Schnaitheim blühte damals noch das Töpfergewerbe; die Zuziehenden fanden dort billigere Wohnungen als in der Kreisstadt, in der sie Arbeit gefunden hatten. Die durchschnittliche Zunahme der Brenztalgemeinden betrug 23% und die Dichte stieg auf 82 Einwohner/km².

Die Gemeinden auf der Hochfläche westlich der Brenz haben, abgesehen von Dettingen und Heuchlingen, zugenommen. Die Bevölkerung arbeitete nicht nur in der Landwirtschaft, sondern beschäftigte sich namentlich im Winter noch mit der Handweberei. Die Textilfabriken im Brenztal beschäftigten nicht nur Arbeiter in ihren Fabriken, sondern stellten nach dem Verlagssystem noch eine mehr oder weniger große Zahl von Handwebern, denen sie das Rohmaterial lieferten und deren Fertigkeiten sie gegen Entrichtung des Weblohns abnahmen, in ihre Dienste. Auf der Hochfläche östlich der Brenz nahmen Nattheim und Oggenhausen besonders stark zu. Viele Arbeiter waren mit der Bohnerzgewinnung für das Hüttenwerk in Königsbrunn – der Schmelzofen in Heidenheim ist schon 1820 abgebrochen worden – beschäftigt. Auch als Steinhauer konnten viele Arbeit und Brot in den Steinbrüchen in Schnaitheim und Steinweiler finden. Die übrigen Gemeinden zeigen ebenfalls, wenn auch in geringerem Maße, eine langsame aber stetige Zunahme. Dagegen nehmen die im äußersten Ostzipfel gelegenen Gemeinden, die bisher einen besonders dichten Bevölkerungsstand zeigten, jetzt beträchtlich ab. Dinstellingen geht um 21%, Frickingen um 26% und Ballmertshofen sogar um 41% zurück. Die allgemeine Notlage der Zeit bewirkte, daß die Bevölkerung in den abgelegenen Gemeinden, die außer der Beschäftigung in der Landwirtschaft kaum lohnende Arbeit bieten konnten, langsam abwanderte. Nur so ist es zu erklären, daß alle diese Gemeinden trotz eines erheblichen Geburtenüberschusses nur eine Gesamtzunahme von 7% zeigen und die Dichte

der Bevölkerung nur von 49 auf 52 Einwohner/km² steigt.

In allen abgelegenen Landgemeinden fand eine starke Ab- und Auswanderung statt. Die Bürgerrechtsverzichtsurkunden, die damals jeder aus Württemberg Wegziehende ausfüllen mußte, lassen dies genau erkennen. Die Auswanderung aus dem Kreis Heidenheim verlief ähnlich wie in anderen Kreisen unserer Heimat. Nach der Auswanderung von 1816 bis 1820, in der neben die religiöse Bewegung – man erwartete den Beginn des 1000-jährigen Reiches – noch die Tätigkeit russischer Werber trat, hörte die Auswanderung für die nächsten Jahrzehnte fast ganz auf. Nach 1845 nahm die Auswanderung, wohl veranlaßt durch die schwierige Lage des Handwerks und der Landwirtschaft, langsam zu, bis dann um die Mitte der 50er Jahre einige Mißernten in Verbindung mit den politischen Wirren jener Zeit eine Massenauswanderung bewirkten. Ganz besonders schlimm war die Lage im Handwerk. Manche Handwerksberufe hörten durch die Industrialisierung auf, ein Prozeß der sich bis heute fortsetzt und nicht abgeschlossen ist. In anderen Handwerkszweigen war es sehr schwer, sich selbständig zu machen. Auf 3684 Meister im Kreis kamen nicht weniger als 1005 Gesellen, die ohne Genehmigung der Zünfte nicht selbständig werden konnten. Nur so ist es zu verstehen, daß unter den Auswanderern jener Zeit über 60% Handwerker waren. Es handelte sich vor allem um Schreiner, Zimmerleute, Schlosser, Wagner, Steinhauer, Maurer, Hafner, Färber, Tuchmacher, Weber, Gerber, Schuhmacher, Bäcker, Bierbrauer und andere. Sie verließen die Heimat wegen „Mangel an Arbeit und Verdienst“, „Zwecks Gründung einer besseren Existenz“, „in der Hoffnung auf bessere Zukunft“. Aus Königsbrunn wanderten allein 26 Eisengießer, Hammerschmiede, Nagelschmiede und Schlosser aus. In Itzelberg waren unter neun Auswanderern nicht weniger als acht Feuerarbeiter. Das Ziel der Auswanderer war in den meisten Fällen Nordamerika, bei den Feuerarbeitern vielfach auch Österreich.

Die hausindustriell Gewerbetreibenden, vor allem die Handwerker, waren an der Auswanderung nur in geringem Umfang beteiligt. Sie wurden von jener Krisenzeit nicht so schwer getroffen, weil sie im Sommer in der Landwirtschaft Beschäftigung fanden und im Winter als Handwerker arbeiteten. Ihre Existenz ruhte auf doppelter Grundlage und war damit einigermaßen krisenfest. Noch geringer war die Auswanderung aus der Landwirtschaft mit nur 3%. In Wirklichkeit aber dürfte ihr Anteil höher sein, denn viele der ohne Berufsangabe Ausgewanderten können dieser Berufsgruppe hinzugerechnet werden.

Die Entwicklung der Kreisstadt hängt eng mit den geschilderten wirtschaftlichen Verhältnissen jenes Zeitraums zusammen. Bis um die Mitte der 50er Jahre stieg die Einwandererzahl langsam aber stetig an. In den nächsten Jahren hob sich durch mehrere gute Ernten die Kaufkraft, das Gewerbe blühte auf und die Einführung

der Gewerbefreiheit 1862 beseitigte die Zunftschranken endgültig, so daß sich der Entwicklung von Fabrikbetrieben kein Hindernis mehr entgegenstellte. Der Bahnbau von Aalen nach Heidenheim 1864 trug ebenfalls zur Belebung der Wirtschaft in Heidenheim bei. Heidenheim zählte 1880 6759 Einwohner, das bedeutet gegenüber 1834 eine Zunahme um 176%, während die Bevölkerung im Kreis nur eine Zunahme von annähernd 30% erfahren hat. Ein großer Teil der Abwanderung aus den Kreisgemeinden kam also schon damals der Kreisstadt Heidenheim zugute.

b) 1880 bis 1920

Dieser Zeitraum steht im Zeichen ständiger Abnahme der Einwohnerzahl der Orte auf der Höhe und einer stetigen Zunahme der Stadt Heidenheim und der Mehrzahl der Brenztalgemeinden.

Die Textilindustrie stellte sich in jener Zeit ganz auf den mechanisierten Betrieb um. Die Beschäftigung von Handwerkern ging zurück und hörte zuletzt ganz auf. Nur einige wenige kleinere Handwerksbetriebe können sich bis heute auf kunstgewerblichem Gebiet behaupten. Der Bohnerzbergbau, jahrhundertlang eine schwere aber immerhin regelmäßige und lohnende Arbeit, wurde 1906 endgültig eingestellt; der letzte Schmelzofen in Königsbronn wurde abgebrochen. In der Bauindustrie verdrängten Zement und Kunststein weitgehend den Naturstein. Die Töpferei, einst in Schnaitheim in voller Blüte, ging immer mehr zurück, da an Stelle des Tongeschirrs immer mehr Geräte aus Blech und Emaille traten. Zum Glück entwickelte sich die Textilindustrie gut, und die Tabakindustrie, vor allem die Zigarrenherstellung, nahm mit dem steigenden Wohlstand in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen ungeahnten Aufschwung. Die Maschinenindustrie steckte noch in den Anfängen, erfreute sich aber dank der Erfindergabe der leitenden Männer und der reichen Erfahrungen der früher in den Eisenwerken beschäftigten Arbeiter eines stetigen Aufstiegs.

Im Brenztal haben Königsbronn und Itzelberg abgenommen, weil dort einige Huf- und Nagelschmiedwerkstätten den Betrieb einstellten. Im unteren Brenztal zeigt Bergenweiler einen starken Rückgang, aber auch Brenz und Niederstotzingen und selbst Bolheim verzeichnen einen leichten Bevölkerungsrückgang.

Die Gemeinden auf der Höhe zu beiden Seiten der Brenz nehmen alle mehr oder weniger ab. Die Abwanderung in die Industriestadt des Kreises schreitet unaufhaltsam fort. In den Zählungsbogen von 1890 und 1895 wird in Steinheim die starke Abnahme mit dem Wegzug von Einwohnern in die Fabrikstadt Heidenheim begründet; und in Gerstetten wird im gleichen Zeitraum als Grund der Abnahme der Wegzug junger Leute und Familien in die Fabrikstädte Geislingen, Altenstadt und Heidenheim angegeben. Gerstetten hatte damals als einziger Ort auf der Höhe mit kleineren Industriebetrieben zwar eine geringe Zunahme zu verzeichnen, jedoch lange nicht so groß, wie

sie dem Geburtenüberschuß entsprochen hätte. Allgemein kann gesagt werden, daß die kleinen und entlegenen Orte die größte Abnahme zeigen. Die mittleren Gemeinden nehmen zwar auch noch ab, wenn auch nicht in diesem Maße. Die großen Gemeinden dagegen nehmen zu; am meisten wiederum die größten, nämlich Schnaitheim und Heidenheim. Die aufblühenden Industriebetriebe in Heidenheim klagten sehr über den Mangel an Arbeitskräften und gingen dazu über, Wohnungen zu bauen, um die Arbeitsuchenden zur Abwanderung nach Heidenheim zu veranlassen. Wie haben sich doch die Zeiten gewandelt! Um 1800 beschäftigte sich der Heidenheimer Gemeinderat immer wieder mit der Frage der Arbeitsbeschaffung für die zahlreichen Müßiggänger. – Die Orte im Brenztal nehmen alle langsam aber stetig zu, da die dortigen Arbeitsuchenden ihre Arbeitsstätte in Heidenheim mit der Bahn erreichen konnten. Sie behielten ihren kleinen landwirtschaftlichen Besitz, der sie krisenfest machte.

Im ganzen ist für jene Zeit die Zusammenballung der Bevölkerung an den Industrieplätzen charakteristisch. In den Landorten ohne Industrie schwillt die Landflucht immer mehr an und führt zu einem erheblichen Bevölkerungsschwund. In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts nimmt auch die Auswanderung nach Amerika wieder zu.

c) 1921 bis zur Gegenwart

Das Wachstum der Industrieplätze und der nahe gelegenen Arbeiterwohnorte hält an, vollzieht sich aber nicht mehr in dem raschen Tempo wie bisher. Die größte Zunahme haben Mergelstetten, Königsbronn, Bolheim und Schnaitheim zu verzeichnen. Die Landflucht nimmt langsam ab, wie überhaupt die Bevölkerung in den rein landwirtschaftlichen Orten nur noch wenig zurückgeht. Die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse durch den Bau von Straßen, die Verwendung des Fahrrades und die Entwicklung des Omnibusverkehrs erleichterten die Verbindung zwischen Arbeitsplatz und Wohnort. Industriearbeiter, die sich noch mit ihrer Heimat verbunden fühlten, waren nicht mehr gezwungen, ihr Heimatdorf zu verlassen, wenn sie an einem anderen Ort beschäftigt waren. Trotzdem nehmen manche abgelegenen Gemeinden auf den beiderseitigen Höhen der Brenz immer mehr ab und nur einige wenige Orte zeigen eine geringe Zunahme. Die Stadt Heidenheim dagegen, wie auch die Gemeinden Schnaitheim und Mergelstetten und einige andere Industriegemeinden im Brenztal können eine weitergehende Zunahme verzeichnen.

Während des 2. Weltkrieges haben die Landorte Evakuierte aus den Großstädten aufgenommen und dadurch eine vorübergehende Steigerung ihrer Bevölkerungszahlen erhalten. Viele Evakuierte sind inzwischen wieder an ihre früheren Wohnsitze zurückgekehrt; etliche haben sich im Kreise eine neue Existenz gegründet.

Nach Beendigung des 2. Weltkrieges wurden von der Besatzungsmacht viele Wissenschaftler aus Jena in Heiden-

heim und Umgebung untergebracht. Dazu kamen 1946 und 1947 zahllose Züge mit Vertriebenen aus dem Sudetengau und dem übrigen Südosteuropa an. Sie wurden auf das ganze Kreisgebiet, entsprechend den Aufnahmemöglichkeiten der Gemeinden, verteilt. Die Einwohnerzahl der Dörfer stieg dadurch sprunghaft in die Höhe. Die Gemeinden im Brenztal haben besonders viele Flüchtlinge aufgenommen und zeigen eine durchschnittliche Zunahme von 75% und eine Steigerung der Dichte auf 152 Einwohner/km². Auch die Gemeinden auf den Höhen haben nun eine recht beachtliche Erhöhung ihrer Einwohnerzahl erfahren. Gerstetten steht mit einer Zunahme von 178% an der Spitze, dann folgt Burgberg mit 95% und dann die übrigen Gemeinden. Links der Brenz hat Trugenhofen mit 117% die größte Zunahme, weil dort in Schloß Taxis zwei Flüchtlingsheime untergebracht wurden, dann folgen Nattheim und Hohenmemmingen. Die Zunahme der Gemeinden auf den Höhen beträgt aber nur 47% und die Dichte 67 Einwohner/km².

Auffallend ist, daß die Gemeinden Ballmertshofen, Dunstelkingen, Fleinheim und Frickingen heute eine geringere Einwohnerzahl als 1834 haben. Diese Orte hatten im vorigen Jahrhundert eine außergewöhnlich hohe Abwanderung, so daß sie selbst nach Zuweisung von Flüchtlingen die frühere Einwohnerzahl nicht mehr erreichen konnten.

Die Bevölkerungsentwicklung von 1834 bis 1950 in Prozent

Die Zusammenstellung der Zunahme der Bevölkerung im Kreis Heidenheim in der Zeit von 1834 bis 1950 in Prozent ergibt, daß Heidenheim mit seinen beiden Vororten Schnaitheim (Eingemeindung 1910) und Mergelstetten (Eingemeindung 1937) die größte Zunahme zu verzeichnen hat. Dann folgen die Industriestädte und -orte Giengen, Bolheim, Herbrechtingen, Königsbronn, Gerstetten und Sontheim – abgesehen von Trugenhofen, dessen außergewöhnliche Zunahme andere Ursachen hat. Die Zunahme der Orte Hermaringen, Oggenhausen, Oberstotzingen und Burgberg ist durch die Nähe der Industrieorte oder durch die günstigen Siedlungsmöglichkeiten begründet. Die Zunahme der anderen Orte dürfte wohl auf günstige Verkehrsverbindungen zu vorteilhaften Arbeitsplätzen zurückzuführen sein. Die wenig verkehrsgünstig gelegenen Gemeinden Eglingen, Fleinheim, Dunstelkingen, Frickingen und Balmertshofen haben jedoch abgenommen.

Die Industrieorte im Brenztal, allen voran Heidenheim, sind unaufhörlich gewachsen. Der 2. Weltkrieg verursachte nur geringfügige Zerstörungen in der Stadt und im Kreis.

Seit dem Potsdamer Abkommen der Siegermächte vom August 1945 ergoß sich ein Strom von Heimatvertriebenen in das zerschlagene Deutschland. In den Kreis Heidenheim kamen bis 1950 nahezu 21 000 Heimatvertriebene, deren Zahl sich bis 1959 auf über 30 000 steigerte;

außerdem kamen noch 8000 Zugewanderte, vorwiegend aus der sowjetischen Besatzungszone, dazu.

Neue Industriebetriebe siedelten sich an. Mehrere Heimatvertriebene haben ihre Unternehmen, die sie verloren haben, hier aus kleinsten Anfängen wieder aufgebaut und teilweise auf eine beachtliche Höhe gebracht.

Dieser Zuwachs ließ die Einwohnerzahl im Kreis und damit auch die Dichte der Besiedlung beachtlich ansteigen, von 94 je km² im Jahre 1933 auf 176 im Jahre 1959.

Die gesamte Bevölkerung, im besonderen Verwaltung und Wirtschaft, wurde vor eine äußerst schwierige Aufgabe gestellt. Fürs erste galt es, Zehntausende von Menschen wohnungsmäßig unterzubringen. Der vorhandene Wohnraum wurde bis zum letzten Dach- und Kellerraum erfaßt. Die Obdachlosen wurden eingewiesen. Jeder hatte sich aufs äußerste einzuschränken. Man war sich darüber im klaren: die Lage war damit noch nicht bewältigt.

Sodann begann man Wohnungen zu bauen. Nach und nach siedelten sich die Heimatvertriebenen in der Nähe ihrer Arbeitsplätze an. Der ungeahnte Aufschwung der Industrie mit ihren zur Zeit guten Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten veranlaßte auch viele in der Landwirtschaft beschäftigte, Arbeitsplatz und Wohnsitz zu wechseln. Die begrenzten und vielfach kostspieligen Siedlungsmöglichkeiten in den Industrieorten und die ungleich günstigeren Gelegenheiten, in den Landorten ein Eigenheim zu schaffen, veranlaßte viele, in den Landorten zu bauen.

Ringförmig oder in Richtung auf das Brenztal entwickelten sich die Wachstumszonen in den Landorten und heben sich deutlich vom Kern der alten Dörfer ab.

Neben den Industrieorten entwickelten sich zahlreiche Landgemeinden immer mehr zu Arbeiterwohngemeinden und nur noch wenige Orte im Kreis haben rein ländlichen Charakter.

Während der Drucklegung des vorliegenden Aufsatzes gibt das Statistische Landesamt Baden-Württemberg das vorläufige Ergebnis der Volkszählung vom Juni 1961 bekannt.

1952 wohnten im Kreis Heidenheim 92 800 Einwohner. Heute sind es 113 500 Einwohner. Das entspricht einer Zunahme um 22,3%.

Der Kreis liegt an zehnter Stelle unter den Kreisen von Nordwürttemberg und hinsichtlich der prozentualen Zunahme an neunter Stelle.

Die Bevölkerungsdichte im Kreis Heidenheim liegt um 181,8 Einwohner pro Quadratkilometer erheblich unter dem Landesdurchschnitt von Baden-Württemberg, der bei 217 steht.

Der Geburtenüberschuß im Kreis beträgt 7,9% und der Wanderungsgewinn 12,8%.

Man sieht aus diesen Zahlen, daß die Industrie im Kreis Heidenheim immer noch weitere Arbeitskräfte an sich zieht und die oben angedeutete Entwicklung fortschreitet.

Statistische Übersicht über die Bevölkerungsentwicklung im Kreis Heidenheim von 1834 bis 1950

Wohnorte	Größe km ²	Einwohnerzahl		Dichte		Zunahme %
		1834	1950	1834	1950	

Gemeinden im Brenztal:

Bergenweiler	3,74	222	294	59,3	78,6	32,4
Bolheim	22,38	909	2252	40,5	100,6	147,7
Brenz	6,79	735	1111	108,2	163,6	51,1
Giengen	18,24	2107	6627	115,5	363,3	214,5
Herbrechtingen	21,88	1642	3860	75,0	176,4	135,0
Hermaringen	16,26	834	1695	54,6	111,0	103,2
Itzelberg	3,51	342	458	97,4	130,4	33,9
Königsbrunn	21,86	1203	2792	55,0	127,7	132,0
Mergelstetten	9,22	737	4170	79,9	452,2	465,8
Niederstotzingen	15,12	1325	1865	87,6	123,3	40,7
Schnaitheim	32,46	1554	7518	47,8	231,6	383,9
Sontheim/Brenz	18,39	1118	2401	60,7	130,5	114,7

Gemeinden auf der Hochfläche rechts und links der Brenz:

Auernheim	50,37	514	556	33,4	36,1	8,1
Ballmertshofen	7,32	578	428	78,9	58,4	— 25,9
Bissingen	10,59	432	536	40,7	50,6	24,0
Burgberg	3,64	918	1794	252,1	492,8	95,4
Demmingen	13,33	479	656	34,4	49,2	36,9
Dettingen	17,32	1352	1541	77,9	88,9	14,1
Dischingen	17,74	1182	1217	66,1	68,6	2,9
Dunstelingen	10,38	702	594	67,2	57,2	— 15,3
Eglingen	12,06	783	783	64,9	64,9	—
Fleinheim	11,43	483	474	41,6	41,4	— 0,4
Frickingen	11,66	723	545	62,0	46,7	— 24,6
Gerstetten	31,67	1576	3603	49,7	113,7	128,6
Großkuchen	31,24	621	890	19,8	28,3	43,3
Gussenstadt	16,56	921	1106	55,7	66,7	20,0
Hausen o. L.	3,77	141	212	37,3	56,2	50,3
Heldenfingen	14,71	592	849	40,2	52,7	43,4
Heuchlingen	8,99	782	832	86,9	92,5	6,3
Hohenmemmingen	9,45	522	943	55,2	99,7	80,6
Hürben	9,52	626	922	65,7	96,8	47,2
Nattheim	18,20	869	1886	47,7	103,6	117,0
Oberstotzingen	5,26	414	759	78,7	144,2	83,3
Ochsenberg	5,93	304	448	51,2	75,5	47,3
Oggenhausen	10,39	459	880	44,1	84,6	91,7
Sachsenhausen	3,20	172	305	53,7	95,3	77,3
Söhnstetten	19,63	890	1241	45,3	63,2	39,4
Steinheim	62,75	2036	3041	32,4	48,4	49,3
Stetten o. L.	9,42	412	481	43,7	51,06	16,07
Trugenhofen	5,11	195	424	38,1	82,9	117,4
Zang	14,24	530	542	37,2	38,0	2,2
Heidenheim	23,73	2495	28 454	105,1	1199,46	1144,0
Heidenheim mit Mergelstetten und Schnaitheim	65,41	4786	40 142	73,1	629,15	848,7

Otto Linck zum 70. Geburtstag

Lieber Freund Linck!

Nun bist Du ein Siebziger, und mir ist die Aufgabe gestellt, dieses Tages, des 15. Mai, in unserer „Schwäbischen Heimat“ zu gedenken. Wie greife ich das an?

Du hast mir einmal von einem Besuch auf der Universitätsbibliothek Tübingen erzählt: Du seiest dort freudig empfangen und um Klärung etlicher Zweifel gebeten worden. Wie das denn sei? Du seiest doch Forstmann, aber sie hätten in der Kartei auch einen Naturwissenschaftler Deines Namens, dazu einen Kulturgeschichtler und sogar noch einen Dichter. Wie das denn zusammenhänge, das könne doch nicht alles ein und derselbe Mann sein? Nun, die Aufklärung war schnell gegeben, und damit warst Du in Deiner Vielseitigkeit gewissermaßen amtlich festgenagelt. Eben diese Vielseitigkeit Deiner Begabung ist ja Deinen Freunden längst bekannt, aber für manche unserer Leser dürfte es angezeigt sein, hier ausdrücklich auf dieses „besondere Kennzeichen“ hinzuweisen.

Es sind jetzt genau fünfzig Jahre, seit wir uns kennen. In Stuttgart tagte 1912 der „Zweite internationale Kongreß für Heimatschutz“, an dem ich als damaliger Geschäftsführer unseres „Landesausschusses für Natur- und Heimatschutz“ mich beteiligte. Der letzte Tag führte uns alle mit der Bahn nach Tübingen, wobei mir der Japaner und der Norweger zur Betreuung zufielen. Den Abschluß bildete am Abend ein großer Kommers der Studentenschaft im Museumssaal. Rings um die Ehren tafel saßen die Abordnungen der Korporationen, und als ich meinen Platz verließ und mich an den Tisch meiner Bundesbrüder setzte, da fand ich Dich neben mir, und alsbald erkannten wir, daß wir zueinander paßten.

Es kam die Mobilmachung 1914. Ich hatte mich bei dem Landwehrbataillon zu stellen, das in der Tübinger Kaserne eingekleidet wurde, aus der Dein Vater das aktive Regiment ins Feld führte, während Du, um als Kriegsfreiwilliger anzukommen, zunächst noch ärztliche Bedenken überwinden mußtest.

„Er hatte den Krieg gesehen und über den Frieden nachgedacht, er war ein Mann“ – so zitiertest Du im Dezember 1918 aus dem „Schüdderump“ in unserem Hausbuch, in dem aus der Folgezeit viele Einträge von Deiner Hand zu finden sind, darunter nicht wenige Deiner Gedichte in der „Erstfassung“. Als ich Dich in Deinem Elternhaus in Degerloch besuchte, da war Dein Vater, immer tätig trotz schwerster Körperverletzung, gerade daran, die Fensterrahmen im Mansardenstock neu zu streichen. Plötzlich entglitt ihm der Pinsel, er lag unerreichbar unten in der Dachrinne (oder war es im Schneegitter?). So blieb uns andern beiden nichts übrig, als Dich kopfunter zum Fenster hinaus abwärts zu schieben, an Deinen Beinen festzuhalten und nach erreichtem Ziel wieder heraufzuziehen! Das war mein erstes „ziviles“ Zusammentreffen mit Deinem Vater, der so über-

aus lebendig erzählen konnte, wie Du es von ihm geerbt hast!

„Der feinsinnige Lyriker Otto Linck war der glückliche Schütze“ – an diesem Zeitungsbericht über eine erlegte Wildsau ergötzen wir uns beim Besuch in Schorndorf, dem Ort Deiner ersten festen Dienststellung. Du hattest 1921 die Lebensgefährtin gefunden, wir freuten uns, daß auch unsere Frauen sich verstanden, und wanderten zusammen nach Adelberg, dem „Dorf auf der Höhe“, der Heimat Deiner Vorfahren, mit der Du Dich so sehr verbunden fühlst. Und dann fandest Du Deine zweite Heimat: Güglingen im Zabergäu, dem Du etliche Deiner schönsten Gedichte gewidmet hast („Dies ist das Tal“ und „Ich danke täglich . . .“)

Bald wurde das äußerlich wenig anziehende Haus kultureller Mittelpunkt der ganzen Gegend und weit darüber hinaus. Und aus dem jahrelang vernachlässigten Garten wurde ein wahres Wunderwerk durch die rastlose Arbeit der Frau Gertrud, die zugleich unermüdlich für die vielen Gäste sorgte. Und der Wald, der Forstamtsbezirk? Es wird wohl kaum einen deutschen Forstmann von Rang und Namen geben, der nicht irgendwann in dem Revier gewesen wäre, das bald zu einer Art Paradeferd der Staatsforstverwaltung wurde, dank Deiner Zusammenarbeit mit unserer forstlichen Versuchsanstalt. Wieviel junger Nachwuchs wurde Dir zur Ausbildung anvertraut, nicht zu vergessen die jungen Holländer, die bis zum Kriege kamen! Wie viele Lehrgänge und Führungen hattest Du zu leiten, mit Forstleuten und Lehrern, mit Geologen und Biologen, mit Volkshochschulen und Vereinen, auch mit unserem Heimatbund!

Du hast jeden Versuch, Dich in die höhere Verwaltung zu ziehen, abgelehnt, weil Du Deiner inneren Berufung treu bleiben wolltest, und hast Dich nie in den Vordergrund gedrängt, in diesem Stück ein rechter Schwabe, bei allem fränkischem Einschlag! Und die Arbeit hat keineswegs aufgehört, seit Du im Ruhestand sitztest im eigenen Heim. Allem voran steht Dir die Sorge um Naturschutz und Landschaftspflege in dem großen Landkreis Heilbronn, und um die Weinberglandschaft im besonderen. Dazuhin geht die geologisch-paläontologische Forschung weiter, eng verbunden mit Tübingen, das Dir vor zehn Jahren den Ehrendoktor verliehen hat, und mit unserem Museum in Stuttgart. Davon legen die Funde und Spuren einstigen Lebens Zeugnis ab, die Du als erster erkannt hast oder die gar Deinen Namen tragen! Davon zeugt das neue Museum der Zementwerke in Lauffen wie Deine Veröffentlichungen und Vorträge!

So ergibt sich ganz von selbst der herzlichste Dank Deiner Freunde für all das Viele, das Du uns allen gegeben hast, mitsamt Deiner Frau, und dazu der herzlichste Wunsch, wir möchten uns noch manche Jahre des Zusammenseins mit Euch, mit Euch Dreien erfreuen dürfen!

Dein Otto Feucht